

Sr. Kunigunde Fürst

Präsidentin der Vereinigung der Frauenorden Österreichs



Zwei Themen sind derzeit innerkirchlich im Gespräch: 50 Jahre Beginn des Zweiten Vatikanischen Konzils und das von Papst Benedikt XVI. proklamierte „Jahr des Glaubens“, zu dem auch die Bischofsynode in Rom getagt hat. Neu-Evangelisierung ist das zugehörige Stichwort. Oder mehr als ein Stichwort? Was 1962 von Papst Johannes XXIII. an- und aufgestoßen worden ist, findet nun, das ist meine Überzeugung, im „Ereignis des neuen Blicks auf unseren Glauben oder besser auf das Evangelium“ seine Fortsetzung.

Die fünf Jahrzehnte haben uns alle einiges gelehrt. Die Euphorie der ersten Jahre ist einer gewissen Nüchternheit gewichen, weil der Mensch eben Mensch ist und die Fülle der Konzilsgedanken und -worte nicht so einfach ins Leben zu übersetzen ist.

Bei allen Veränderungen aber ist die Botschaft des Evangeliums in einer neuen Weise aufgedeckt, entdeckt und spürbar als „Brot des Lebens“ sichtbar geworden. Das ist kein flächendeckendes Ereignis, das den ganzen Globus gemäß dem Auftrag Jesu (Mt 28,19) ergriffen hätte. Wir sind als pilgernde Kirche mit diesem Auftrag, wo immer wir stehen – in Mehrheit oder Minderheit –, gefordert.

Die Fachtagung Weltkirche im Juli 2012 im Stift Lambach in Oberösterreich stand unter dem Thema: Christsein in Minderheit, Impulse für ein missionarisches Leben. Dabei ging es vor allem um Erfahrungsberichte und Konsequenzen des in Minderheit-Seins als Christen. Eine spannende Tagung war gewiss, denn irgendwie steckt die Frage nach den Wenigen und der Mehrheit in unseren Köpfen, ob im religiösen Kontext, im kulturellen oder auch politischen.

Ich beginne bei uns selbst: Als Ordenschristen/-innen sind wir Minderheit. Früher sagte man gern: die Auserwählten, die besonders Gerufenen, der Stand der Vollkommenheit. Heute erleben wir uns nicht mehr in dieser Sonderstellung, im Gegenteil, wir ecken an, wir erfahren Widerstand, wir sind eine „verrückte“ Minderheit im Mainstream der Gesellschaft. Es bedeutet für uns, dass wir uns als Wenige (und noch weniger werdende) ganz auf die Kraft des Evangeliums und seine Verheißungen verlassen und ohne Furcht bekennen: Jesus ist der Herr.

Als Christen – als Katholiken – in Österreich sind wir zahlenmäßig zwar Mehrheit und berufen uns in vielen Fragen auch darauf, doch stehen wir einer wachsenden Mehrheit von Uninteressierten bzw. Sozial-Interessierten gegen-

über. Es ist ein Gegenüber, das uns als Christen fordert; und es ist ein gemeinsames Unterwegssein, weil sich die einen aus dem Glauben heraus für das Gute und Gerechte engagieren, die andern aus ihrem humanistischen Denken (das auch im christlichen Glauben wurzelt?).

Es stehen Fragen im Raum: Wie erlebt man sich als Teil einer Minderheit? Wie erlebt man sich als Mehrheit im Gegenüber zu einer Minderheit? Und wie schaut das Verhalten im einen und anderen Fall aus?

Aus der Erfahrung meiner Mitschwestern, die im Osten Deutschlands (bis 1989) gelebt haben und leben, kann ich sagen, dass es eine große Verbundenheit der Gleichgesinnten gegeben hat, fast wie ein Insider-Zirkel. Der äußere Druck schmiedet zusammen: Es kommt zur Ghettobildung mit allen Folgeerscheinungen. Die sichtbare Zugehörigkeit zu einer Glaubensgemeinschaft (Ordenstracht/Gottesdienstbesuch) war freilich auch ein Ausgesetztsein, das mit Ängsten einherging.

Heute als Katholikin in einer mehrheitlich evangelisch geprägten Welt zu leben ist praktisch kein Problem. In Brandenburg/Havel gab/gibt es nach der Wende „sogar“ eine gemeinsame Fronleichnamsprozession. Vieles ist abhängig von den handelnden Personen. In der Diaspora zu leben ist dennoch anders als das Leben in einer katholisch durchwirkten Traditionskultur.

Wenn ich an (meinen/unseren) „Aufbruch in den Osten“ – nach Kasachstan – denke, dann leben wir paar Schwestern (und Priester) in einem riesigen Land mit mehrheitlich islamischer bzw. russisch orthodoxer oder vielmehr kommunistischer Prägung. Wir sind Exoten. Für die Menschen in unserem näheren Umfeld aber sind wir ein wenig wie Hoffnungsgeberinnen, weil wir mit den Menschen das Leben teilen. Die Frage nach Religionszugehörigkeit steht nicht im Vordergrund. Wir wollen mithelfen, dass jungen Menschen durch Vorbild und Bildung persönliche und berufliche Perspektiven eröffnet werden; wir sind wie „ein Nazareth“ in der Steppe Kasachstans: Gott ist auch da!

Das Aufstoßen der Türen mit dem Konzil hat auch die Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen (28. Oktober 1965, Nostra aetate) gebracht. Darin wird sehr klar akzentuiert, dass die Kirche die je eigenen Werte der nichtchristlichen Religionen hochschätzt und zugleich ein Miteinander zum Wohl der Menschheit einmahnt, weil dies dem Geist Christi entspricht (NA, Nr. 5). Dem eigenen Glauben eine gute Grundlage zu schaffen, Glaubenswissen und Glaubenserfahrung einen Raum zu geben und ebenso der eigenen Gewissensentscheidung, ist eine Konsequenz daraus – ein Auftrag für das „Jahr des Glaubens“.

Vöcklabruck, im November 2012



Univ. Prof. Dr. Maria Widl

Geboren 1957 in Wien; Studium der Theologie und Mathematik in Wien; 1982–1992 Assistentin am Institut für Pastoraltheologie der Universität Wien; 1983 Sponion zum Mag.rer.nat.; 1986 Sponion zum Mag.theol. (Fachtheologie, Selbständige Religionspädagogik); 1987 Lehramtsprüfung für Höhere Schulen; 1986–1995 Lektorin für das Pfarrpraktikum am Institut f. Pastoraltheologie der Universität Wien und Lektorin für Pastoraltheologie bei den Wiener Theologischen Kursen und beim Fernkurs für theologische Bildung der Österr. Bischofskonferenz; 1992 Promotion zum Dr. theol.; 1992–1995 Wissenschaftliche Assistentin beim Fernkurs für theolog. Bildung der Österr. Bischofskonferenz; Gastprofessur und Lehraufträge in Leuven/Belgien, Münster, Paderborn, Bielefeld, Würzburg und Fribourg/Schweiz; 1999 Habilitation; seit 1985 tätig in der kirchlichen Erwachsenenbildung, der Aus- und Fortbildung für Kleriker, Ordensleute und Laien in Österreich und Deutschland. Seit Oktober 2005 Professorin für Pastoraltheologie und Religionspädagogik an der Kathol.-Theolog. Fakultät der Universität Erfurt.
 Anschrift: Katholisch-Theologische Fakultät, Lehrstuhl für Pastoraltheologie und Religionspädagogik, Nordhäuser Straße 63, 99089 Erfurt, Deutschland.

Religion und Gläubigkeit in säkularer Kultur

Vortrag von Univ. Prof. Dr. Maria Widl am 20. Juli 2012 bei der Fachtagung Weltkirche im Stift Lambach

Einleitung

Ich bin Wienerin und jetzt in Mittel-Ostdeutschland gelandet. Und damit in einer anderen Welt. Ich bin Wienerin und daher angeblich aus einer katholischen Welt kommend, und die Studierenden, mit denen ich in Erfurt in Mitteldeutschland, politisch war das früher einmal Ostdeutschland, zu tun habe, sagen mir hin und wieder, ich könnte das ja gar nicht nachvollziehen, wie das ist, wenn man in der Minderheit ist. Bei ihnen in der Schulklasse war es immer normal, dass sie jeweils der einzige Katholik, die einzige Katholikin waren unter lauter Ungläubigen und ein paar evange-

lichen Christen. Ich sage bei dieser Gelegenheit gern: Ich komme aus dem katholischen Österreich und dem zugegebenermaßen nicht so katholischen Wien. Ich war immer in einer Schulklasse, wo alle Mitschülerinnen getauft waren, aber ich war trotzdem die einzige, die am Sonntag zum Gottesdienst gegangen ist. Das heißt, dieses Leben in der Minderheit zeigt sich auf eine sehr schillernde Art und Weise. Ich komme aus einer volksskirchlichen Kultur, und zur Logik dieser Volkskirchlichkeit gehört es nicht zwangsläufig, am kirchlichen Leben teil zu nehmen.

In Mittel-Ostdeutschland sind die Christen und speziell die Katholiken in der Minderheit und leben in einer Kultur, die religiös häufig unberührt ist. Damit man sich das ein bisschen vorstellen kann: In Erfurt zum Beispiel gibt es ca. acht Prozent Katholiken, ca. doppelt so viele evangelische Christen, macht also in Summe etwa 25 Prozent, die Christen sind. Muslime sind verschwindend, weil es keine Gastarbeiter gibt, weil man sowieso keine Arbeit hat. Es gibt auch noch eine jüdische Gemeinde, die jetzt seit der Wende, also seit dem Mauerfall wieder etwas erstarbt ist. Es gibt gut 30 Prozent erklärte Atheisten, die allerdings auch nicht so genau wissen, wogegen sie eigentlich sind. Sie sind vor allem sicher, dass der Atheismus das einzige ist, was ihnen aus der DDR-Zeit noch geblieben ist. Er ist daher ein wesentliches Stück von Identität, auch wenn man nicht genau weiß, worauf man sie gründet. Und der ganze Rest, das sind 45 Prozent, ist einfach „ganz normal“, wie die Leute sagen. Und ganz normal heißt, unberührt von Kirchlichem, dem Kirchlichen gegenüber aber nicht unfreundlich oder abgeneigt. Man hat in Erinnerung, dass es die Christen waren, die vor gut zwanzig Jahren deutlich dran beteiligt waren, dass dieser Mauerfall möglich war, deutlich daran beteiligt waren, dass der Ostblock zusammengebrochen ist. Man ist neugierig, was „christlich“ ist.

Christen in der Minderheit – Volkskirche im Kleinen

Wenn Leute kommen, konvertieren, sich taufen lassen, dann oft eher katholisch als evangelisch, weil sie sagen, wenn christlich, dann irgendwie „richtig“. Und das Katholische scheint ihnen richtiger zu sein. Die allermeisten allerdings, die sich taufen lassen, lassen sich deshalb taufen, weil sie einen Partner gefunden haben, mit dem sie eine Ehe eingehen möchten und das ein zentraler Grund ist, sich taufen zu lassen. Es gibt immer Erwachsenentaufen, aber die sind eigentlich in ganz geringer Zahl Konsequenz von Missionsanstrengungen. Die Kirche ist in der Minderheit, und die Zahlen, die ich genannt habe, stimmen für Erfurt. Erfurt ist die Hauptstadt

von Thüringen und Thüringen hat ein einigermaßen geschlossenes katholisches Gebiet, das Eichsfeld. Es hat Erfurt, das in der Geschichte lange Zeit kurmainzisch war und von daher katholisch, mitgeprägt, und es hat die Diaspora. Die Diaspora, die es in weiten Teilen Ostdeutschlands auch gibt, mit zwei, drei Prozent Katholiken bestenfalls und einzelnen verstreuten Gemeinden. Und noch einmal dem Sorbenland in der Lausitz, also an der Grenze zu Polen, einem geschlossen katholischen Gebiet im ehemaligen Ostdeutschland.

Was ist die Situation dieser Christen in der Minderheit? Es ist eine völlig andere Situation als die Situation in Indien. Es ist nicht eine kleine christliche Minderheit inmitten einer Vielfalt religiöser Ausrichtungen, sondern es ist eine kleine christliche Minderheit in einer post-volkskirchlichen Kultur, die ganz aus der Volkskirchlichkeit lebt. Und das heißt, das ist Volkskirche im Kleinstmaßstab. Da muss man jetzt fragen, was ist Volkskirche? Volkskirche ist nicht nur dann, wenn alle Christen sind. Es gibt eine bestimmte spezifische Logik von Volkskirche und diese Logik von Volkskirche ist durch unsere kulturelle Entwicklung hier in Mitteleuropa eine dörfliche Logik. Bei uns war so stark die dörfliche Kultur und die kirchliche Kultur Jahrhunderte, fast Jahrtausende verwoben, dass die Art, wie Volkskirchlichkeit geprägt ist, ganz stark dörflich geprägt ist. Nun hat schon zur Konzilszeit, und das ist jetzt schon 50 Jahre her, das Bewusstsein um sich geffnen, dass diese traditionelle vormoderne Kultur zu Ende geht und dass es notwendig ist, dass sich die katholische Kirche auf die Logik der modernen Welt einstellt. Das hat sie in unserem Kulturkreis allerdings nur zur Hälfte getan. Die Hälfte heißt, sie hat sich auf die Logik der modernen Kultur, auf den modernen Menschen, auf die moderne Individualität, den modernen Pluralismus, die moderne Säkularität eingestellt, hat sich aber die Dorflogik bewahrt. Was dabei herauskam, ist Gemeindekirche, so wie wir es kennen: schöne intensive Gemeinden, die in sich ein Dorf sind. Mit aller Dorflogik, die man sich wünschen kann. Es gehört nur dazu, wer immer da ist, es gehört nur dazu, wer immer schon da war, und gut christlich ist das, wie es sich gehört.

Abschied von der Dorflogik hin zur Logik der Stadt

Meine These ist: Wenn wir uns inmitten dieser unserer Kulturlogik, die eine post-volkskirchliche Logik ist, als Christen neu positionieren möchten, auch in der Minderheit offensiv und damit freudig positionieren wollen, dann wird es heute an der Zeit, uns von dieser Dorflogik ein Stück zu

verabschieden, weil die Logik unserer heutigen Kultur die Logik der Stadt ist. Das möchte ich an ein paar Punkten erklären.

Auch die Dörfer heute sind sehr stark von der Stadtlogik geprägt. Die meisten Leute, die in den Dörfern wohnen, arbeiten in der Stadt, gehen in der Stadt einkaufen, sind mobil in die Stadt hinein, nehmen Anteil an der typischen städtischen Logik durch das Fernsehen usw. Das heißt, die traditionelle Dorflogik verschwindet bei uns weitgehend oder überaltert sehr stark. Wenn ich davon spreche, dass wir als Christen, wenn wir denn der Herausforderung des Minderheiten-Seins gewachsen sein wollen, Stadtlogik entwickeln müssen, dann ist das eine missionarische Perspektive. Wir haben vorhin davon gehört, dass die vitalen Kirchen in der Minderheit anderswo auch gut davon leben, dass wir hier genug Geld haben. Das gilt auch für Ostdeutschland. Die katholische Kirche in Thüringen finanziert sich zu einem Drittel selber. Zu zwei Dritteln lebt sie von westdeutschen Kirchensteuermitteln. Und dabei lebt sie bescheiden, viel bescheidener als im so genannten Westen und viel bescheidener als bei uns in Österreich. Und trotzdem lebt sie bei weitem nicht aus eigenen finanziellen Kräften.

Ich bin immer sehr ambivalent gegen eine eigene Heilige-Rest-Romantik, gegen diese Vorstellung, wenn wir nur wieder wirklich wenige wären, wären wir strahlend und schlagkräftig, weil wir den ganzen Ballast unserer Strukturen und unserer Macht als Kirche los wären. Ich sage dann gern, wir könnten vieles, was uns die Not aufzwingen würde, auch ohne diese Not tun. Not macht nicht zwangsläufig erfinderisch. Die allermeisten Leute kennen zwar dieses Sprichwort „Not lehrt beten“, trotzdem sind wir normalerweise nicht davon überzeugt, dass es am besten wäre, dass wir alle wieder ganz massiv in Not leben würden, nur damit wir wieder gläubig würden, und für Kirche als Ganze, finde ich, gilt das auch nicht. Um im Bild zu bleiben: Es ist nicht sicher gestellt, dass der Rest, der dann übrig bliebe, ein „heiliger Rest“ ist, er kann auch erbärmlich sein.

Wir Christen sind nach wie vor sehr stark in der Kultur verankert. Die katholische Kirche hat in Österreich mit Abstand die meisten Ehrenamtlichen. Die katholische Kirche ist diejenige Institution, die mit Abstand die meisten Menschen einmal wöchentlich in ihren Kreisen versammelt, also zum Gottesdienst, keine andere Institution kann das nur annähernd. Wir sind nicht Minderheit, wir sind bloß keine absolute Mehrheit mehr. Aber wir haben noch bei weitem die relative Mehrheit in vielen Zusammenhängen.

In Mittel-Ostdeutschland ist die katholische Kirche tatsächlich eine Minderheit, wenn auch eine sehr gut organisierte Minderheit, und hat

daher durchaus beachtliche Wahrnehmung in der Kultur. In Erfurt gibt es z. B. Sommerfestspiele, die so genannten Domstufen-Festspiele. Es gibt eine herrliche Kirchenanlage am Rande der Innenstadt, einen Felsen, auf dem zwei katholische Kirchen stehen, der Marien-Dom und die St. Severi-Kirche. Das ist eine prächtige Kulisse, darunter ein Riesenmarktplatz, der dadurch zustande kam, dass im Napoleonischen Krieg ein ganzes Stadtviertel abgerissen und nachher nicht wieder aufgebaut wurde. Da finden jährlich Domstufen-Festspiele statt, Musikfestspiele, die vom Stadttheater veranstaltet werden. Die sind auf den Domstufen, die Kulisse ist traumhaft, und jedes Jahr ist es der Leiter des Katholischen Bildungswerks, der gemeinsam mit dem Stadttheater und gemeinsam mit entsprechenden Künstlern im Stadttheater eine Einführung in das jeweilige Stück der Domfestspiele gibt. Das heißt, es ist ganz selbstverständlich, dass die katholische Kirche einen wohl gelittenen und gut wahrgenommenen Platz in dieser Kultur hat.

Das ist die eine Seite. Die andere Seite ist die Logik der Gemeinden, und die ist ganz stark von Schulterchluss-Mentalität geprägt, das ist diese Dorflogik, eine Mentalität, die wir vielleicht ein Stück in der Weltkirche auch wahrnehmen, wenn wir uns über Entwicklungen von Rom her beklagen, die wir als Enge deuten. Wenn man Angst bekommt vor Entwicklungen, dann ist der Reflex, enger zusammen zu rücken und die Dinge präziser regeln zu wollen, unter Umständen sehr stark. Das verweist auf diese Dorflogik. Ich möchte auf den Unterschied zwischen einer Dorflogik, wie wir es gewöhnt sind, Kirche zu organisieren, und einer Stadtlogik näher eingehen.

Drei Aspekte der Dorflogik im Hinblick auf Christsein

Wenn wir uns die Logik des Dorfes anschauen, dann ist diese Dorflogik durch drei Aspekte in Bezug auf die Frage des Christseins geprägt.

1. Christsein ist Erbe

Zur Logik des Dorfes gehört, dass man nicht missionarisch sein muss, es reicht, dass man Kinder hat. Zur Logik des Dorfes gehört, dass sich Glaube durch Kinderkriegen tradiert. Gläubige Menschen haben Kinder, die werden selbstverständlich getauft und wachsen in das Leben hinein, das man hier lebt. Und dieses Leben ist hier deutlich von Kirche mitgeprägt. Kinder wachsen also ganz selbstverständlich in die Logik des Dorfes hinein und diese Logik des Dorfes ist durch die Logik der Kirche, durch ihre Feste, durch ihr Brauchtum, durch die Selbstverständlichkeit, mitten im Dorf zu



sein, ganz selbstverständlich mitbestimmt. Das heißt, Christsein ist Erbe, Christsein wird geerbt. Ein Erbe ist etwas, was man mehr oder weniger schätzen kann, ein Erbe ist etwas, was man für mehr oder weniger wichtig erachten kann, aber man kommt nicht darum herum, man hat es einfach. Aber man braucht nicht groß darüber zu reflektieren, es ist einfach normal. Christsein ist Normalität und nicht Entscheidung. Christsein ist einfach das, was sich gehört, einfach das, was dazugehört, einfach das, was immer schon da war und wo man auch keine große Katechese, keine große Einführung dazu braucht, man wächst einfach durch das ganze Leben hinein. Das ist ein wesentliches Element der Logik, mit der wir Christsein aneignen, und durch die unser Christsein geprägt und gefüllt ist.

2. Kirche hat das Monopol auf Religion

In der Logik des Dorfes hat die Kirche das Monopol auf Religion. Das heißt, Religion ist gleich Christsein, ist gleich Kirchlichkeit. Etwas anderes gibt es eigentlich nicht. Man nimmt vielleicht wahr, dass es noch irgendwo Muslime gibt, vielleicht auch irgendwo evangelische Christen, aber wenn man von „der Kirche“ redet, meint man immer die katholische Kirche, und wenn man von Glaube redet, dann meint man immer den katholischen Glauben, und wenn man von Religion redet, meint man immer auch den katholischen Glauben. Es wird automatisch gleichgesetzt, so als ob es selbstverständlich wäre, als ob es keine Alternativen gäbe, und es gibt real keine Alternativen, denn es gehört sich nicht anders. Kirche hat im Wesentlichen das Monopol auf Religion und das heißt auch, außerhalb der Kirche gibt es, real betrachtet, kein Heil. Alles Heil ist durch die Kirche vermittelt, von daher gehört es sich auch, dass man sich am kirchlichen Leben beteiligt, und außerhalb der Kirche kann es nichts ernsthaft Richtiges und Wichtiges geben. Sie wissen alle, dass das Konzil diese Logik längst aufgebrochen hat. In der gelebten Wirklichkeit bleibt diese Logik des „außerhalb der Kirche kein Heil“ oft bestehen.

3. Gläubigkeit ist Konvention

Gläubig ist das, was sich gehört. Gläubig ist das, wie wir es handhaben. Gläubig ist das, was alle tun. Gläubig ist normal. Und das heißt: In der Logik des Dorfes ist Gläubigkeit Konvention, Anteilhabe am sozialen Leben, dabei sein, da sein, mitmachen, nicht dagegen sein, solidarisch dabei sein, alles mittragen, ein Teil davon sein. Gläubigkeit ist also nicht etwas,

was man reflektiert, Gläubigkeit ist nicht etwas, wofür man Theologie braucht. Gläubigkeit heißt dazugehören, mitmachen, normal sein. Das ist die Logik des Dorfes und diese Logik hat sich von der Volkskirchlichkeit, die wir früher hatten, in die Gemeindegirchlichkeit nach dem Konzil hinüber gerettet. Zur modernen nachkonziliaren Gemeinde auch in der Stadt gehört diese Dorflogik einfach wie selbstverständlich dazu. So gut wie alle, die dazugehören zu dieser Gemeinde, sind als Babys getauft worden, sind in den Glauben hineingewachsen, so gut wie alle, die dazugehören, rechnen damit, dass es gut ist, dazuzugehören, dass es normal ist und dass die Kirche schon das Richtige sagt und macht. Und es gehört ganz wesentlich dazu, immer da zu sein, wenn was los ist, damit man überhaupt dazugehört, und einfach das zu teilen, was alle denken, ohne groß darüber nachzudenken, was das ist.

Schon zu meinen Studienzeiten in den Siebziger-, Achtzigerjahren haben Pastoralassistenten berichtet, die später in die kategoriale Seelsorge gegangen sind, was für ein Aha-Erlebnis es für sie war, dass sie in der kategorialen Seelsorge, also in der Krankenhausseelsorge zum Beispiel, das erste Mal in ihrem Leben Glaubensgespräche geführt haben. Denn in Gemeinden gibt es keine Glaubensgespräche. Es gibt manchmal Bibelkreise, wo hin und wieder ein bisschen über den Glauben geredet wird, aber aufs Ganze gesehen ist das Mitmachen beim sozialen Leben und die Anteilhabe am kirchlichen Leben das Wichtigere, als sich persönlich mit dem Glauben auseinander zu setzen. Da hat sich natürlich vieles entwickelt und das heißt, wir sind natürlich schon ein Stück auf dem Weg von dieser Dorflogik hin zu einer Stadtlogik. Wenn ich jetzt hier Dorflogik und Stadtlogik so stark gegeneinander setze, dann im vollen Bewusstsein, dass das eine noch da ist, das andere auch schon da ist, sich manches mischt, wir aber dadurch, dass wir diese zwei verschiedenen Brillen im Blick haben, manches vielleicht klarer sehen können und für uns auch ein Stück Entwicklung und Entwicklungsmöglichkeiten wahrnehmen können.

Aspekte des Christseins in der Logik der Stadt

1. Christsein als Weg

Wenn wir die Logik der Stadtkultur idealtypisch, also idealisierend als Gegenbild in ein Verhältnis zur Logik des Dorfes setzen, dann gehört zur Logik der Stadtkultur dazu, dass Christsein nicht als Erbe, sondern als Weg wahrgenommen wird. Das ist etwas, was in den modernen Gemeinden

durchaus einen großen Platz hat, diese Erfahrung, Christsein ist ein Weg, nicht einfach nur ein Erbe, Christsein ist etwas, was sich durch das ganze Leben hindurch entwickeln muss. Christsein ist etwas, was man sich immer neu erringen muss durch die verschiedenen Wechselfälle, Entwicklungen und Brüche des Lebens und was man auch verlieren kann in diesen Wechselfällen und Brüchen des Lebens, wenn es sich nicht mit weiterentwickelt. Christsein ist daher etwas, was persönlich gesucht, was persönlich angeeignet werden muss. Christsein ist ein Weg, Christsein bedeutet, auf der Suche zu sein. Christsein ist kein Besitztum. Christsein ist etwas, worum man ringen muss, was man immer wieder neu suchen muss, was man immer neu für sich finden muss. Das ist das Bewusstsein, das der modernen Stadtkultur entspricht. Das wirkt sich unter den Engagierten, den Aktiven in den modernen Gemeinden ganz massiv aus und ist auch ein zentraler Punkt mancher Kirchenkonflikte, dieses Auf-dem-Weg-Sein, auf der Suche-Sein, dieses nicht mehr umstandslos die Dinge so hinnehmen, wie sie früher einmal waren.

2. Kirche steht in der Konkurrenz der Hoffnungen

Kirche kann nicht mehr wahrgenommen werden als Monopolträgerin, sondern wird wahrgenommen als in der Konkurrenz der Hoffnungen stehend. Kirche steht also in Pluralität, in Konkurrenz. Wir können nicht mehr meinen, dass unsere Variante, gläubig zu sein, die einzige Variante ist, religiös zu sein. Wir haben uns ein Stück daran gewöhnt, im Dialog der Religionen davon auszugehen, dass andere Menschen, die religiös sind, das auch auf legitime Art und Weise sind. Dass Gläubige anderer Glaubensgemeinschaften und Religionsgemeinschaften auch rechtschaffene Menschen und auf ihre Weise Gläubige sind, das haben wir mit dem Konzil gelernt. Wir haben schon lange entsprechend viel Ökumene betrieben, wir haben einen großen Respekt entwickelt vor Menschen anderer Glaubensgemeinschaften, aber im Verhältnis zu Andersgläubigen in unserer Kultur sind wir doch noch bei weitem die Mehrheit. Das heißt, einen wirklichen Dialog auf Augenhöhe brauchen wir nicht zu betreiben. Wir fühlen uns nicht so furchtbar herausgefordert durch andere Religionen, wie es vielleicht in Indien der Fall ist, sondern wir fühlen uns eher herausgefordert durch diejenigen, die nicht mehr im kirchlichen oder gläubigen Sinn religiös sind oder eben nicht mehr religiös sind, sich als Atheisten, als praktizierende Atheisten zumindest fühlen. Und das ist in unserer Kultur ganz selbstverständlich geworden, auch unter denen, die kirchlich sozialisiert sind.

Ich habe noch aus Zeiten der Katholischen Jugend Freunde in Wien. Wenn ich die einmal im Jahr treffe, dann reden wir den ganzen Abend lang über Gott und die Welt. Bei so einem Treffen sagte einer meiner Freunde zu mir: „Maria, ich weiß nicht, ob Dir das bewusst ist, aber wenn wir uns einmal im Jahr sehen, ist das die einzige Gelegenheit, dass irgendwie von Glaube oder Kirche oder Religion die Rede ist. Für mich kommt das ganze Jahr Kirche und Glaube nicht vor in meinem Leben.“ Der ist kein praktizierender Atheist, der ist getauft, der hat nichts gegen Religion. Aber sie kommt einfach nicht vor in seinem Leben. Das ist die Logik der heutigen Welt, dass in der Normalität des städtischen, pluralen Lebens Glaube halt einfach nicht vorkommt. Es gibt Kirchen an jeder zweiten Ecke, also im Landschaftsbild können wir die Kirchen nicht umgehen. Sonst wird es schon schwieriger. Dass es hier im Saal so viele Ordensfrauen mit Schleier gibt, das ist nicht das normale Stadtbild. Normalerweise trifft man niemanden in der Stadt, dem man durch die Kleidung ansehen würde, dass er oder sie Christ ist. Niemanden. Die Leute, die ein Kreuz tragen, tragen das auch als Modesymbol, das besagt überhaupt nichts. Priesterkleidung ist nicht üblich, weil wir mit dem Konzil, in einer völlig anderen Logik stehend, zu Recht uns zum Teil davon verabschiedet haben; das gilt auch für Ordens-trachten. Heute findet man im Stadtbild keine Menschen mehr, die man als Christen wahrnimmt. Als Christen ist es uns auch selbstverständlich geworden, zu sagen: Ja, wir wollen so leben, dass unser Leben ein Zeugnis des Christseins ist, wir wollen nicht groß drüber reden, wir wollen so leben, dass man uns nach unserer Hoffnung fragt. Es fragt uns nur keiner. Es interessiert keinen Menschen, und der Unterschied zwischen der Art und Weise, wie wir leben, und anderen guten Menschen ist auch nicht so wirklich auszumachen. Das heißt: Diese spezifische Profilierung, das Anders-Sein als andere gehört bei uns überhaupt nicht zum Leben dazu. Das ist die Logik des Christseins in der volksskirchlichen Grundstimmung. Das ist nichts Böses, das ist nicht nur einfach „*comfort zone*“ (also Kuschelecke). Es ist einfach die Logik der Volkskirchlichkeit, nur passt die in die moderne Stadtkultur nicht mehr sehr gut hinein. Jedenfalls ist sie nicht zeichenhaft und nicht zeugnishaft.

Das ist die eine Seite. Die andere Seite ist, dass die Kirche ein hohes Ansehen für ihre caritative Tätigkeit genießt in der Kultur, dass unbeschreiblich viele Christinnen und Christen, katholische wie evangelische, unheimlich viel Zeit im caritativen Zusammenhang investieren und sich engagieren, dass Unmengen an Geld gespendet wird für caritative und kirchliche Projekte auf der ganzen Welt. Da geschieht unheimlich viel. Aber

es wird oft sehr wenig mit Glaube in Zusammenhang gebracht. Bei Befragungen kommt schon heraus, dass die Leute die Caritas toll finden, aber sie wissen nicht mehr, dass das Kirche ist. Auf der anderen Seite weiß man, dass Kirche mildtätig und barmherzig und caritativ ist – und hofft, dass man sie dafür nie brauchen wird. Das verweist uns auf den dritten Aspekt der Stadtlogik.

3. Gläubig sein als prophetisches Zeichen

Gläubig sein ist in der Logik der Stadtkultur nicht mehr etwas, was man einfach als Konvention betreiben kann, indem man sagt: Ich bin ein guter und rechtschaffener Mensch und pflege mein Gewissen und außerdem gehe ich zur Kirche. Gläubigkeit muss zum prophetischen Zeichen werden. Dieses prophetische Zeichen kann nun in unserer Kultur nicht ausschließlich caritativ sein. Prophetische Zeichen wie die Kirche in Indien sie pflegt, sind bei uns keine prophetischen Zeichen mehr. Bei uns ist es eher so, dass wir in den Pfarrgemeinderäten schauen müssen, dass noch Männer drin sind. Es ist kein prophetisches Zeichen mehr, dass dort Frauen vertreten sind. Bei uns ist es auch kein prophetisches Zeichen, in Schulen Koedukation zu haben, das ist schon lange selbstverständlich. Bei uns wäre es ein prophetisches Zeichen, wenn wir die Armen und Landstreicher, einfach nur arme Leute, die irgendwann zur Suppen-Ausschank kommen, am Sonntag zum Pfarrkaffee einladen würden. Aber da kommen wir wieder auf den Punkt mit der „comfort zone“.

Zu unserem kirchlichen Leben gehört, dass es Freizeitkultur ist. Und in der Freizeit will man es schön haben. Das heißt: Ein großes Spannungsfeld ergibt sich bei uns darin, dass wir Kirche als Freizeitbeschäftigung betrachten. Das ist auch der Grund dafür, wieso das Gemeindeleben schwieriger wird. Die Leute haben weniger Freizeit und stellen mehr Ansprüche an die Qualität der Freizeitgestaltung und sagen dann: In meiner spärlichen Freizeit will ich Sport machen und Natur und Kultur erleben, und wenn Kirche, dann will ich ein spezifisch spirituell gutes Angebot oder theologisch hochwertige Debatten. Da sind wir dann oft nicht profiliert genug. Das fängt schon in der Jugend an. Ein Jugendlicher hat mir erzählt, er sei seit kurzem bei den Mormonen. „Was machst Du bei den Mormonen?“, habe ich ihn gefragt. Die hätten ihn angesprochen und was die erzählt hätten, ist spannend, er sei da mal hingegangen und er hätte angefangen, ihr Buch Mormon zu lesen. Dann haben sie ihm gesagt, wenn er so und so lange dabei ist und an den Gemeindefesten und Gottesdiensten teilnimmt, dann

würde er selber aus dem Buch Mormon vortragen dürfen, inzwischen sei er so weit. „Ist das jetzt besser als Pfarrjugend?“, wandte ich ein. „Und ob“, hat er gesagt, „in der Pfarrjugend wird ja nur Fußball gespielt!“

Es wäre jetzt falsch, daraus zu schließen, wir haben immer schon gewusst, die kirchliche Jugendarbeit ist nicht gut genug. Da steckt unheimlich viel Herzblut und Engagement drin. Aber man kann Jugendlichen nicht vermitteln, was die Erwachsenen nicht teilen. Wenn die Logik des Gemeindelebens der Erwachsenengemeinde Freizeitkultur ist, dann ist die Logik der Jugendgemeinden auch Freizeitkultur. Das geht gar nicht anders.

Christsein in den Kategorien unserer Kultur neu denken

Nun haben wir auch ganz andere Entwicklungen: Wir haben die Entwicklungen profilierter Gemeindeerneuerung, wir haben die Entwicklungen von Bewegungen, wir haben die Entwicklungen von allen möglichen Initiativen, die Christsein wieder profilieren, wir haben auch die Entwicklungen theologischer Reflexion. Aber die ist im Moment eher noch etwas erweiterungsbedürftig. Denn wir stehen heute an dem Punkt, wo Christsein nicht mehr als Konvention funktioniert, sondern zum prophetischen Zeugnis werden muss, und dazu muss ich argumentieren können, weil sonst ist prophetisches Zeugnis irgendwie ein Himmelfahrtskommando im negativen Sinn. Man riskiert etwas, ohne dass man erklären kann, warum. Das Problem ist, dass dieses Argumentieren heute anders geschehen muss als früher.

Wir haben eine groß ausgefaltete Theologie, die bis heute mit philosophischen Argumenten vorgeht. Das hat eine lange Tradition, das werden wir immer brauchen, denn die Philosophie ist die Schule des richtigen Denkens. Unsere Kultur denkt über sich selbst nach, aber sie denkt nicht in philosophischen Kategorien über sich selbst nach. Unsere Kultur denkt über sich selbst nach soziologisch, psychologisch, ökonomisch, denkt in Kategorien des Erfolgs, denkt in Kategorien der Wirtschaftlichkeit, denkt in Kategorien des Seelenlebens oder wie auch immer. In vielen Kategorien denken wir über uns selber nach, aber nicht philosophisch. Das heißt, wir hätten heute die Herausforderung, Christsein in anderen Kategorien, nämlich in den Kategorien unserer Kultur neu zu denken. Das ist möglich und die Bibel ist ein gutes Vorbild dafür. Die Bibel argumentiert nicht philosophisch für den Glauben. Wir könnten in unserer Kulturlogik durchaus theologisch wieder anders argumentieren und denken lernen.

Nun haben wir die Bilder aus einer landschaftlichen Kultur. Das ist auch heute noch sehr romantisch, aber eben nur noch romantisch. Wir

leben heute nicht mehr in einer dörflich-bäuerlichen Kultur, auch im Dorf nicht. Bauern sind inzwischen Industriearbeiter am Feld geworden. Das heißt, in der Logik unserer städtischen Kultur, in der Logik unserer ökonomischen Kultur, in der Logik unserer stark pädagogisch denkenden Kultur, unserer Kultur, die in Erfolgskriterien denkt und so weiter, in dieser Logik Glauben zu denken wird zur ganz spannenden Herausforderung für uns. Das geht und das geht nach demselben Prinzip, wie es uns die Bibel schon zeigt, nämlich durch Annahme und Differenz. Für mich ist ein schönes biblisches Beispiel der Johannesprolog, also der Anfang des Johannesevangeliums, ein für die katholische Kirche ganz heiliger Text. Er wurde früher immer als Schlussevangelium nach dem Gottesdienst gelesen. Heute kommt das Johannesevangelium zu den heiligen Zeiten, jeder hat diesen wichtigen Text im Ohr: „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort.“ Für den damaligen Hörer aus der Zeit, als das geschrieben wurde, war das ein esoterischer Logos-Hymnus. Also etwas, was in der damaligen griechischen Kultur etwas ganz hochstehend Wichtiges, Qualitätsvolles, Intellektuelles war. Das konnte man damals sehr gut hören. Zwar hat man damals vielleicht weniger vom *Logos*, mehr von der *Sophia*, von der Weisheit geredet, aber insgesamt hat das gepasst. Das war die perfekte Angleichung an den Zeitgeist.

Sind wir bereit, prophetisch zu werden?

Und dann kommt jener Satz, wo deutlich wird: Beim Christsein ist irgendwann einmal der Zeitgeist zu Ende und es geht anders weiter. Dann heißt es: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.“ Das ist für den antiken Esoteriker eine Ohrfeige doppelter Natur. Dass das Wort Mensch geworden ist, hätte man vielleicht noch ertragen können, da hätte man gesagt, ein Mensch in voller geistiger Blüte, ganz weit weg von dem allzu Irdischen und allzu Fleischlichen und allzu Menschlichen, schon ganz nahe an dem, was die vergeistigte Gotteswelt ist, nicht so wirklich Mensch. Und genau deshalb heißt es da: „Und das Wort ist Fleisch geworden.“ Das ist das Schlimmste, was sich ein Esoteriker denken kann. Denn Fleisch ist die andere Seite des Geistes, die Seite des Ungeistes, das was vom Geist so weit entfernt ist, dass es weiter nicht mehr geht. Das was für das Göttliche unmöglich ist. Der Johannesprolog erklärt hier in der Logik der damaligen Zeit, ganz in der Sprache des Zeitgeistes, wie das ist mit Jesus Christus und dem Christentum. Ganz so, wie es der Kultur entspricht, und an einem Punkt ganz anders. Und so entscheidend anders, dass klar wird,

was Christsein bedeutet. Gott ist Mensch geworden und das heißt, Christsein besteht nicht darin, sich vom Menschlichen zu entfernen, um zum Göttlichen zu kommen. Christsein bedeutet, dass Gott so sehr das Menschliche schätzt, dass er das Menschliche erschaffen hat und dass er selbst zum Menschen wird. Und dass er uns Menschen in seinem Geist trägt. Diese dreifache innigste Vereinigung Gottes mit der Menschheit ist das, was Kirche ausmacht. In der Konzils-Konstitution „*Lumen Gentium*“ können wir über die Kirche lesen, sie ist Zeichen und Werkzeug, also Sakrament der innigsten Vereinigung Gottes nicht mit den Katholiken, sondern Gottes mit der Menschheit. Kirche ist also stellvertretend für alle Zeichen und im Dienste aller, Werkzeug dafür, wie Gott es mit der Menschheit hält. Dann kommen wir aus der „comfort zone“ sehr deutlich und sehr schnell heraus. Und das ist nicht nur von sozialem Vorteil. Von daher denke ich, dass die tatsächliche Herausforderung für uns als Kirche in einer Minderheit nicht die Frage ist, ob wir ein Rest werden wollen, sondern ob wir bereit sind, prophetisch zu werden, oder ob wir es mehr mit der „comfort zone“ halten.

Autorisierte Tonbandabschrift



Erzbischof William D'Souza SJ

Geboren 1946 in Madanthar, Diözese Mangalore; 1965 Eintritt in das Noviziat der Gesellschaft Jesu ein; Studium der Philosophie und Theologie; 1976 Priesterweihe; 1977–1978 Assistent des Novizenmeisters; 1978–1980 Oberer der Jesuitengemeinschaft in Ara; 1981–1986 Rektor des Kleinen Seminars in Muzaffarpur, 1986–1989 Pfarrer in Chuhari in der Diözese Bettiah; 1989–1992 Oberer der Jesuitengemeinschaft des Distrikts W. Champaran; 1992–1995 Sekretär des Bischofs und in dessen Abwesenheit Administrator der Diözese; 1995–2001 Oberer der Jesuitengemeinschaft in Muzaffarpur und Provinzoberer der Jesuiten der Provinz Patna; seit 2001 Pfarrer der Pfarrei Our Lady of Fatima in Itarhi (Distrikt Buxar).
2005 Ernennung zum ersten Bischof der auf einem Teilgebiet der Erzdiözese Patna neuerrichteten Diözese Buxar in Indien ernannt; seit 2007 Erzbischof von Patna.
Anschrift: Bankipore P.O., Patna-800004, Bihar, India.

„Ihr seid das Salz der Erde!“

Der Einfluss des Glaubens auf die Gesellschaft – am Beispiel der christlichen Minderheit im nordindischen Bundesstaat Bihar

Vortrag bei der Fachtagung Weltkirche am 20. Juli 2012 im Stift Lambach

Ich möchte mit den Worten Gottes beginnen, denn das ist das Thema unserer Überlegungen während dieser Tagung. Jesus sagt: Ihr seid / du bist das Salz der Erde, du bist wie Salz für die gesamte Menschheit. Aber wenn das Salz seinen Geschmack, seinen Salzgehalt verliert, ist es unmöglich, es wieder salzig zu machen. Es wird wertlos. Es wird weggeworfen und von den Leuten zertreten (vgl. *Mt 5,13*). Du bist wie Salz für die gesamte Menschheit.

Drei konkrete Beispiele sollen deutlich machen, worum es bei unseren Überlegungen geht. Klarstellen möchte ich: Ich spreche vor allem vom Norden Indiens, dort herrschen ganz andere Verhältnisse als in Südindien. In Südindien gibt es eine etablierte Kirche, wir im Norden sind eher eine Missionskirche, die sich im Wachstum befindet.

Jesus wirkt heilend – auch für Nichtchristen

Sunita Devi ist eine Frau mit drei Kindern, eine Hindu-Frau. Sie hat eine jüngere Schwester, die krank ist und bereits bei vielen verschiedenen Ärzten war. Die sechzehnjährige Schwester ist an das Bett gefesselt. Sunita Devi erfährt vom Gebetszentrum in meiner Stadt und bringt daraufhin ihre Schwester zu uns. Sie hat die Hoffnung, dass Jesus ihre Schwester heilen kann. Am vierten Tag des charismatischen Gebets steht die Sechzehnjährige auf und am fünften Tag geht sie selbst zu Fuß nach Hause. Eine Woche später kommt das Mädchen wieder zu uns, um am Gebet teilzunehmen, denn sie hat noch immer Beschwerden. Sie wird geheilt, geht nach Hause und erzählt ihrem Mann davon. Er und Sunita Devi kommen daraufhin auch mit in unser Gebetszentrum. Und letzten Sonntag hat diese Frau dann in meiner Kirche von dem Wunder der Heilung erzählt. Wer ist jetzt das Salz für wen geworden?

Diese Hindus verehren Jesus. Sie kennen die Bibel und lesen sie, sie nehmen teil am Gebet. Sie legen anderen Kranken die Hände auf. Sie sind keine Katholiken, aber sie verehren Jesus.

Bildung schafft „Würdelosen“ neue Chancen

Ein weiteres Beispiel soll erläutern, was ich meine, wenn ich von Minderheiten spreche. In den letzten Jahren bestand die Zielgruppe unserer Kirche aus all jenen, die in der Gesellschaft sehr niedrig gestellt sind. In Indien gibt es ein Kastensystem: die Oberschicht, Mittelschicht, Unterschicht und dann gibt es noch die registrierten Kasten, die so genannten „Musahas“, wir nennen sie „*rateaters*“ (Rattenfresser). Sie haben kein Land, kein eigenes Zuhause, keine Bildung, sie leben ohne Würde. Sie kennen ihre eigene Geschichte nicht. Sie leben unter unmenschlichen Bedingungen. Mit diesen Musahas arbeiten wir hauptsächlich. Wir haben versucht, einen Wandel in ihrem Leben herbeizuführen, indem wir sie und ihre Kinder davon überzeugen, Bildungsangebote anzunehmen. Wir wollen die Kinder in ihrem Zuhause besuchen und sie in unsere Zentren holen. Wir bieten ihnen zwei Wochen Schule an und bringen sie dann wieder zurück. Alle drei Monate einmal kommen sie in unsere Zentren und erhalten unterschiedliche Ausbildungen. Und dann merken sie, dass sie anders sind. Es ist eine Erfolgsgeschichte: Früher konnte kein einziger Junge aus dieser Gemeinschaft in die Mittelschule gehen, weil sie die Aufnahmeprüfung nicht geschafft haben. Heuer haben es bereits drei geschafft. Das ist wirklich ein Erfolg.

Ausbildung gibt Jugendlichen Zukunft

Dank der Unterstützung der Dreikönigsaktion konnten wir auch mit den ungebildeten Jugendlichen sprechen. Über unsere Organisation „*Youth for Change*“ konnten wir bei diesen Jugendlichen eine Veränderung herbeiführen. Wir bieten eine Neuorientierung in ihrem Leben. Es ist uns gelungen, Arbeitsplätze für diese Jugendlichen in den ländlichen Gebieten zu schaffen. Wir bringen sie drei Monate lang zusammen und bieten ihnen eine Ausbildung. Dann haben sie einige Qualifikationen und bekommen 100 Euro (600 Rupien). So verdienen sie zum ersten Mal Geld. Das ist eine Unterstützung für die gesamte Familie.

Es geht nicht darum, die christliche Gemeinschaft in den Mittelpunkt zu stellen. Natürlich ist das unsere Kernaufgabe, aber es geht nicht darum, sich nur um diese zu kümmern. Wenn wir im Sinne Jesu handeln, dann müssen wir mit den Ausgegrenzten arbeiten. Die menschliche Würde und der Respekt vor anderen sind das Wichtigste.

Wie können wir selbst zum Salz der Erde werden? Der Heilige Vater sagt: „*Caritas in veritate*.“ Die Liebe in der Wahrheit ist der Mittelpunkt und die Lehre kommt immer aus der Liebe, denn das ist die Essenz des gesamten Gesetzes. Die universale Liebe Gottes zum Menschen ist der Antrieb für die Kirche, sich heute mehr in das Leben der Menschen zu involvieren. Die Kirche in Bihar ist immer mehr zum Salz der Menschen in Bihar geworden.

Die Christen als Träger der Hoffnung

In Indien leben etwa 1,2 Milliarden Menschen. Davon sind etwa zwei Prozent Katholiken. Wir haben 28 Bundesstaaten und in meinem Staat leben 1,8 Millionen Menschen, davon sind nur 0,06 Prozent Christen. Der Großteil der Bevölkerung ist nicht-christlichen Glaubens. Was können also die 0,06 Prozent Christen bewirken? Sie sind ja eine so kleine Minderheit. Dennoch haben sie einen wichtigen Beitrag geleistet im Bereich der Bildung, des Gesundheitswesens, der sozialen Entwicklung und der sozialen Belange der Menschen.

Die drei größten christlichen Gemeinschaften in Bihar sind die Bettiah-Christen, die Tribal-Christen und die Dalit-Christen. Die Dalit-Gemeinschaft ist eine sehr alte Gemeinschaft. Wir versuchen in der Diözese herauszufinden, welche Auswirkungen die Tätigkeit der Kirche auf die Dalit-Gemeinschaft in den 75 Jahren unseres Bestehens hatte. Vor 75

Jahren hatten die Dalit überhaupt keine Ausbildung, sie waren in den öffentlichen Schulen nicht willkommen. Wir haben Schulen in den ländlichen Gebieten gegründet, um den Bedürfnissen dieser Menschen gerecht zu werden. 60 Prozent der Dalit-Christen haben jetzt eine Ausbildung dank der Missionsbestrebungen durch die Diözesen und die Sozialorganisationen. Sie sind aber die unterste Schicht der Gesellschaft. Sie sind landlos, sie sind unterdrückt und sie werden von den oberen Schichten diskriminiert. Aber die Kirche hat es geschafft, zum Salz dieser Menschen zu werden. Wir sind Träger der Hoffnung für sie.

Ich möchte mich nicht auf die Wirkkraft der Kirche konzentrieren, sondern vielmehr auf die Herausforderungen, denen wir in Bihar gegenüberstehen. Wir haben einerseits einen Beitrag für die Gesellschaft geleistet. Wir haben über 600 Mittelschulen, wir haben über 100.000 Schülerinnen und Schüler, die von uns gepflegt werden. Diese bekommen nicht nur Ausbildung bei uns, sondern wir vermitteln auch die Werte des Evangeliums, moralische Werte, katechetische Werte und noch viel mehr. Die meisten Schulen haben auch einen sozialen Bereich. Sie setzen sich damit auseinander, wie die Menschen in der Gesellschaft leben. Aber es gibt gleichzeitig auch sehr viele Herausforderungen, denen wir gegenüberstehen. Als Christen sind wir immer noch eine kleine Minorität im Staat von Bihar. Aber ich zögere nicht, mit Stolz festzustellen, dass die Essenz der christlichen Religion – Liebe – als Salz der Erde durch die multidimensionalen und greifbaren Ausdrucksformen der Kirche eine gesegnete Stellung im Staat hat.

Herausforderungen für die christliche Mission

Es gibt sehr viele Herausforderungen. Ich greife einige davon heraus, um sie mit Ihnen zu teilen.

1. Teilen der Gotteserfahrung

Das Wichtigste ist, dass wir als christliche Missionare Menschen sind, die eine tiefe Gottes-, eine Jesus- und eine menschliche Erfahrung haben. Die Inder sind im Allgemeinen tief religiös, auch wenn die meisten von ihnen unter unmenschlichen Bedingungen leben. Sie sind fasziniert von jenen, die von Erfahrungen über das Göttliche sprechen, und sie glauben, dass eine solche Erfahrung sie in die Lage versetzt, ihre verlorene Menschlichkeit wieder zu finden. Deshalb muss die Mission gesehen und gelebt

werden als eine Vermittlung von selbsterfahrenen, lebensspendenden Frohbotschaften und nicht von einer wohlformulierten Doktrin und von Strukturen. Statt darauf zu bauen, dass wir verbal etwas proklamieren, müssen wir die Gotteserfahrung sein und werden.

In meinem Hindu-Kontext, in der Hindu-Philosophie, ist die Gotteserfahrung eine innere, tiefe Erfahrung Gottes. Wir sind alle im Menschsein vereint und als Menschen können wir die Gotteserfahrung mit anderen teilen. Das ist unsere Herausforderung, auch im indischen Kontext.

2. Zeugen sein für die Botschaft der Liebe Gottes

Eine zweite Herausforderung ist, dass wir Zeugnis ablegen müssen. Und zwar ein relevantes Zeugnis in einer Situation, in der wir eine Minderheit sind. Es sind nicht unbedingt unsere Taten, sondern es ist unser Vorbild. Wir und unsere Institutionen müssen Zeugnis ablegen für die Liebe Gottes, für Gottes Annahme des Menschen. Die Apostelgeschichte sagt in Kapitel 1,8, dass die Botschaft wichtig ist: „Aber ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen, der auf euch herabkommen wird, und ihr werdet meine Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und in Samarien und bis an das Ende der Erde.“ Das heißt, die Botschaft, die Mission ist wichtig. Der Missionar ist die Botschaft und die Methode ist die Mission.

3. Salz und Licht sein, unabhängig von der Religion

Die dritte Herausforderung für uns ist das Licht, das Salz, der Sauerteig und der Wohlgeruch zu sein. Diesen Aufruf erhalten wir aus der Bibel, denn Jesus sagt, dass wir das Salz, das Licht und der Sauerteig sein sollen, und der hl. Paulus schreibt, dass wir wie der Wohlgeruch der Erde sein sollen. Vor vier Jahren hatten wir in Bihar Überschwemmungen. Zahlreiche Haushalte wurden dabei zerstört. Wir haben als Kirche sofort geholfen und die Flutopfer aufgenommen. Und diese Hilfe, die von Caritas International und von Österreich geleistet wurde, diese direkte Hilfe an die Erzdiözese hat es uns ermöglicht, die Verteilung der Lebensmittel und der Zelte zu organisieren und alles genau zu verfolgen. Das ist ein Beispiel dafür, wie wir das Salz und der Wohlgeruch der Erde sind. Aber keine einzige Familie, der wir geholfen haben, war katholisch. Wir haben allen unabhängig von der Religion geholfen. Dort, wo die Regierung nicht hingekommen ist, in die entferntesten Gegenden, dort haben wir geholfen, dort waren wir zur Stelle. Das ist es, wofür wir stehen und wie die Kirche in die Gesellschaft hinein

wirkt. Es war nicht die Regierung, wir als Vertreter Christi auf Erden haben hier direkt und praktisch geholfen. Wir waren das Salz, das Licht, der Wohlgeruch und der Sauerteig.

4. Respektvoller interreligiöser Dialog und mehr Solidarität

Wir sind Gemeinschaftswesen, wir haben Bedürfnisse innerhalb der Gemeinschaft. Das müssen wir als Missionare erkennen. Menschen müssen zwischenmenschlich agieren, sie müssen miteinander in Verbindung stehen. Wenn sie das nicht tun, sind sie gebrochene Menschen, sie sind isoliert. Die Menschen brauchen Beziehungen. Sie müssen dazugehören, sie brauchen Anerkennung, Erfüllung. All das kann nur in kleineren oder größeren Gemeinden bewerkstelligt werden. Die christliche Botschaft ist eine gemeinschaftliche Botschaft. Der Gott, an den wir glauben, ist Gemeinschaft und Communio. Das Reich Gottes, das von Christus verkündet wurde, ist die Communio der Menschen. Liebe ist Teilen und die Liebe zu den anderen ist wichtiger als individualistische Gesetze. Das Reich Gottes, das von Jesus verkündet wurde, ist ein Reich Gottes für die Menschen, ein Reich, wo die Fußwaschung stattfindet, wo man sich auf die Seite der Armen stellt, auf die Seite der Zöllner und Sünder. In einer solchen Gemeinde, von gegenseitiger Liebe geprägt, gibt es keine Reichen und Armen, gibt es nicht mehr die, die dominieren, und die, die unterdrückt werden. Es gibt keine Auserwählten und Marginalisierten, sondern es gibt nur Menschen. In diesem Kontext ist der interreligiöse Dialog besonders wichtig. Indien und insbesondere Bihar ist ein multireligiöser Staat. Der Buddhismus wurde dort geboren. Der islamische Sufismus ist in Bihar aufgeblüht. Der letzte Guru der Sikh-Religion wurde in Bihar geboren. Mahatma Gandhi hat dort seine Tätigkeit begonnen. Die Änderung des Systems ging immer von Bihar aus. All diese Vertreter von verschiedenen Religionen und Glaubensgemeinschaften sind auch in Bihar gewesen bzw. sind von dort ausgegangen. Es ist also diese Communio sehr wichtig, diese Dimension des Gemeinsamen in Friede und Harmonie zu leben. Wir können das aber nur tun, wenn wir die anderen Religionen respektieren und gemeinsam mit ihnen feiern. Sie können mir glauben oder nicht – von morgens bis abends sind unsere Kirchen voll mit Nicht-Christen. Tausende von Menschen in der Stadt Patna kommen in die Kirche. Junge Menschen halten Kerzen in den Händen und kommen in die Kirche und beten Christus an, obwohl sie anderen Religionen angehören. Und wir gehen zu ihren Feiern, denn wir feiern unsere Feste gemeinsam. Genau dieses Teilen – das

Freude teilen, das Festgefühl teilen – das ist sehr wichtig für uns. Dieser interreligiöse Dialog ist sehr bedeutend für uns, eine Herausforderung. Die Religionen sind das Ergebnis eines Dialogs zwischen Gott und den Menschen. Es gibt verschiedene Wege zu Gott, es gibt verschiedene Antworten auf die Erkenntnis, dass es Gott gibt. Gottes Wirken wird klar durch die Art, wie wir Religion verstehen. Die Menschen haben auf verschiedene Art und Weise Gottes Ruf beantwortet. Es gibt verschiedene Weltreligionen. Und deshalb ist es wichtig, dass z.B. Indien die Stätte vieler Weltreligionen ist. Und die Religion als solche ist Frohbotschaft. Jede Religion hat Gottes Anwesenheit in sich. Alles Gute, das im Menschen ist, wird durch Religionen hervorgeholt. Männer und Frauen teilen die Bedeutung und das Mysterium der menschlichen Existenz, die Freude und die Hoffnung. Es ist wichtig, dass wir zusammenarbeiten, dass wir unseren Glauben teilen, um zur Solidarität und zum menschlichen Ganzsein zu gelangen.

5. Prophetische und liberale Mission

In Indien sind die Hindus die Mehrheit. Sie sind die Schützer und Förderer des Kastensystems. Doch die Missionare haben dieses Kastensystem durcheinander gebracht. Nach brahmanischer Vorstellung kann das Kastenwesen nicht geändert werden. Die Brahmanen sollen immer an der Spitze stehen, das heißt eine kleine Minderheit soll das ganze Land beherrschen und ihr Diktat den anderen auferlegen. Die christlichen Missionare müssen hier als Katalysator agieren. Denn die Kirche sollte hier Wege aufzeigen. Die Dalits, also die Unberührbaren, diese niedrigste Kaste, die der Unterdrückung ausgesetzt sind, die teilweise sogar als Sklaven leben, sollen laut brahmanischer Vorstellung in dieser Gefangenschaft bleiben. Die Kirche denkt hier anders: Es gibt Menschenwürde, Menschenrechte, Grundrechte; man hat das Recht auf Bildung, auf Berufsausübung, auf Landbesitz. Etwa 25 Prozent, also ein Viertel der Bevölkerung sind Dalits. Wenn man dieses Viertel der Bevölkerung an die Bildung heranführt, dann findet die Revolution ganz von alleine statt, dann müssten wir als Kirche nichts mehr tun. Deshalb versuchen Missionare mit den Dalits in Kontakt zu kommen. Wir wollen sie aber nicht zu unserem Glauben bekehren. Wir respektieren ihre Religion. Aber wir wollen ihnen ein anderes Leben aufzeigen. Unsere Rolle ist eine prophetische Rolle. Wir müssen für die Armen da sein, wir müssen unsere Solidarität mit den Armen zeigen. Solidarität ist etwas sehr Wichtiges. Als führende Vertreter der Kirche und Priester müssen wir Vorbilder für die Menschen sein.

Eine neue Gesellschaft ist möglich, in der Menschen nicht ausgenutzt werden, in der es ungerechte sozioökonomische Verhältnisse nicht mehr gibt, in der Reichtum nicht mehr in den Händen von Wenigen konzentriert ist und die anderen im Elend leben. Wir müssen also etwas tun, um dieses Elend zu mildern, um es abzuschaffen, um einen gesellschaftlichen Wandel herbeizuführen. Die christliche Religion steht für diesen Wandel und alle Menschen guten Willens werden sich uns anschließen, um diesen Wandel herbeizuführen. Die Kirche kann eine Katalysator-Rolle spielen, um an der Seite der Zöllner und Sünder zu stehen, an der Seite der Dalits.

Frauen sind die am wenigsten respektierten Mitglieder der Gemeinschaft. Wir müssen die Alphabetisierung der Frauen vorantreiben. Nur 45 Prozent der Frauen können lesen und schreiben, bei den Männern sind es bereits 65 Prozent. Hier gibt es also noch einen großen Unterschied. Es herrscht immer noch die Auffassung, dass Frauen nicht gebildet sein müssen. Sie werden vom Mann dominiert, vom Ehemann, vom Vater, vom Bruder und deshalb brauchen sie auch keine Bildung.

Können wir das System ändern, können wir die Gesellschaft ändern? Die Kirche kann hier sehr wohl einen prophetischen Standpunkt einnehmen.

Vor zwei Jahren ließen wir sämtliche religiöse Institutionen und die Diözesen zusammenarbeiten, um ländliche Frauen zu befähigen, sich selbst zu helfen. Selbsthilfegruppen von 10 bis 15 Frauen und einer von der Kirche ausgebildeten Gruppenleiterin wurden in den Dörfern gegründet. Und diese Frauen organisieren sich, sie erfahren, was Würde bedeutet, was Bildung für Frauen bedeutet, welche Mittel und Wege es gibt, um das zu erreichen. Die Gruppen haben auch angefangen, Geld zu sparen. Denn es war üblich, dass Geldverleiher irrsinnige Zinsen verlangt haben. Für 100 Rupien musste man 180 Rupien zurückzahlen. Um das zu vermeiden, haben die Frauengruppen begonnen, selbst Geld anzusparen. Sie geben sich nun gegenseitig Darlehen und wir garantieren für diese Frauen, damit sie zur Bank gehen können. Die Frauen können auch kleine Mikrokredite aufnehmen, um ein Geschäft zu beginnen. Nun haben die Frauen eine Stimme. Sie beginnen plötzlich Dinge zu verlangen. Sie verstummen nicht, wenn jemand Nein sagt, sondern sie insistieren. Diese Frauen gehen zur Regierung und zu Regierungsvertretern und sagen: „Wir haben Rechte, wir haben ein Recht auf Pension, wir haben ein Recht auf dies und jenes“, und sie setzen diese Rechte durch. Allein in meiner Diözese haben wir 1.600 solche Frauengruppen. Nun multiplizieren sie das mit 10 – das ist die Durchschnittshaushaltsgröße in Indien – dann merken sie, wie viele Men-

schen davon bereits betroffen sind. Und das verbreitet sich immer weiter, wie ein Stein, den man ins Wasser wirft und der Wellen schlägt.

6. Inkulturation

Die Inkulturation ist eine weitere Herausforderung. Wir werden immer noch als Fremde gesehen. Unsere Hindu-Brüder werden mir sagen: „Du bist ein Fremder, denn du bist ein Priester, du bist ein Christ.“ Die christliche Religion wird als fremde Religion gesehen und unser Auftrag ist es, zu zeigen, dass das eine indische Religion ist, eine Religion, die in die indische Kultur eingepflanzt werden kann. Wir folgen der römischen Liturgie, doch wir tragen keinen schwarzen Talar, so wie hier in Österreich. Würde ich einen schwarze Rock tragen, würde ich nicht akzeptiert werden. Wenn ich aber in indischer Kleidung komme und weiß gekleidet bin, dann werde ich akzeptiert, dann trage ich die Farbe der Gurus. Und das ist genau das, was die Leute wollen. Ich sage auch zu den Leuten: „Ihr könnt mich ruhig Swamini-Guru nennen.“ Das ist die Inkulturation, für die ich stehe. Es ist wichtig, dass man auf die örtliche Kultur eingeht. Die Christen werden in ihrem eigenen Land noch immer als Fremde gesehen. Numerisch sind sie in der großen Minderheit, aber sie haben starke Institutionen, Spitäler, Schulen und ihre Zentren sind beliebt. Die Zentren für Behinderte, für Blinde und Gehörlose werden aufgesucht. Das heißt, auch wenn die Christen nur eine kleine Zahl von Menschen stellen, sind sie durch diese Institutionen sichtbar für den Durchschnittsbürger in Indien. Aber die Inder wissen auch, dass diese Institutionen durch fremdes Geld am Leben erhalten werden, durch fremde Mächte. Das wird manchmal auch als etwas Fremdes gesehen. Wir müssen hier noch viel mehr in Kontakt mit den Menschen treten. Wir haben das Kastensystem, wir brauchen Institutionen und aufgrund dieser Institutionen wird auch die Kirche institutionalisiert. Wir müssen diese Institutionalisierung brechen, die Wände niederreißen, denn das ist eine Herausforderung, die sich uns derzeit stellt. Wir müssen ohne Mauern für die Menschen ganz offen dastehen. Denn wenn man sich nur innerhalb der Mauern bewegt, ist man ein Fremder. Die sozialen Realitäten müssen erkannt werden als das, was sie sind. Wir müssen unsere Gebetsrituale ändern, alles an unseren Institutionen ändern, um nah an die Menschen heranzukommen. Wir müssen einen Inkulturationsansatz wählen, um uns den Kulturen der Menschen, für die wir da sind, zu nähern. Das ist die Herausforderung, die sich uns stellt: eine Kirche ohne Mauern.

Es gibt 160 Diözesen in Indien und sie sind völlig unterschiedlich: Die Sprachen, die dort gesprochen werden, sind verschieden, die Werte, die Systeme dort, sie sind alle sehr unterschiedlich. Doch man kann nicht missionieren, wenn man nur hochorganisiert, strukturiert und rigide ist. Schon das Zweite Vatikanische Konzil hat das angedeutet, aber es hat das nicht ganz und viel zu zögerlich in die Praxis umgesetzt hat. Ich hoffe, dass im diesjährigen Jahr des Glaubens die Mauern niedergerissen werden, dass wir eine partizipatorische Kirche werden, so wie vom Konzil gewollt. Die Beteiligung der Gläubigen an allen Prozessen ist wichtig. In der Praxis ist das nämlich anders. Denken sie an die Rolle der Frauen in der Kirche. Hier kämpfen wir immer noch darum, den richtigen Weg zu finden. Wir müssen versuchen, Frauen respektvolle Rollen in der Kirche zuzuordnen. Ich weiß nicht, wie sehr die Kirche Grenzen in diesem Bereich überwinden kann, aber sie muss Grenzen überwinden, es muss eine partizipatorische Kirche sein, eine Kirche, die die *Communio* lebt und aus diesem rigiden Konzept heraustritt. Wir brauchen die Pluralität des Ausdrucks in multikulturellen Kontexten. Die Kirche muss nicht durch ihre Orthodoxie erkannt werden, sondern durch ihre Orthopraxis. Sie muss erkannt werden durch ihre Inkulturation, durch ihren Eintritt in die Kultur, die sie umgibt. Die Kirche muss Ausdruck des heiligen Geistes sein. Es muss die *Communio* zwischen den Kirchen gefördert werden und zwischen allen Menschen verschiedener Religion und Kultur.

Trotz aller Unterschiede müssen wir unsere Identität wahren. Wir können nicht alle über einen Kamm geschert werden. Wir können nicht alle gleich denken. Wir müssen diese Vielfalt erkennen und sie leben. Das ist natürlich eine Herausforderung. Wir müssen uns 24 Stunden am Tag dieser Herausforderung stellen. Und es muss uns klar sein, dass wir hier eine Kirche haben, die 24 Stunden am Tag offen ist. Zu uns können Leute Tag und Nacht kommen. Jeder Priester, jeder Leprakranke, Katholiken, Nicht-Katholiken, Frauen, Männer – sie läuten nur die Glocke und es wird ihnen aufgemacht. Das ist das, was wir tun. Diese Art von Zugang ist nötig, um unser Menschsein zu leben und um als Mensch akzeptiert zu werden. Wir sind das Ebenbild Gottes, nicht nur Sie und ich, jeder, alle. Alle Menschen sind das Ebenbild Gottes und sie haben ein Recht auf das Leben in Würde.

Wir sind wenige – und können als Christen viel bewirken

Abschließend möchte ich noch einmal daran erinnern, dass wir das Salz der Erde sein sollen. Um das zu sein, müssen wir keine Mehrheit sein. Wir

in Indien haben einen Minderheitenkomplex und wir müssen diesen Komplex ablegen. Ich sage meinen Mitarbeitern: Wir sind wenige, aber wir sind großartig. Wir sind so mächtig. Wir haben höhere Schulen, 140 für Buben und Mädchen. Wir haben fünf Hochschulen, davon einige nur für Mädchen: 4.000 Mädchen in einer Hochschule in Indien. Wir sind nicht arm. Unser Sozialzentrum ist reich, dorthin kommen so viele Leute. Wir brauchen keinen Minderheitenkomplex zu haben. Unser christlicher Glaube muss sich auf die Gesellschaft auswirken. Es ist ein gelebter Glaube. Wir müssen uns den Herausforderungen stellen, wir müssen die Bildung verbreiten, nicht nur für unsere christlichen Mitbrüder und Mitschwester, sondern für alle. Wir müssen qualitative Bildung in den ländlichen Gemeinden bieten, dort, wo Bildung noch immer ein Mangel ist. Und die führenden Vertreter der Kirche müssen gemeinsam mit ähnlich gesinnten Organisationen der niedrigsten Kaste – den Dalits – helfen, einen Nutzen aus den Regierungsprogrammen zu ziehen. Wir hoffen, dass der christliche Glaube weiterhin das Salz der Erde sein wird – wo die Armen und alle anderen respektiert werden als die Söhne und Töchter Gottes. Die Botschaft von Leben, Tod und Auferstehung Christi wird nicht nur den Staat Bihar, sondern das gesamte Universum verändern, bis jeder Mensch die Würde erfährt, die er als Geschöpf und Ebenbild Gottes in sich trägt.

Übersetzung: Anita Pacher



Ms. Nagwa Farag MA

Koptische Christin; Studium in Ägypten und den USA; Kommunikationsexpertin für Entwicklungsfragen; seit Jänner 2012 Vizepräsidentin von AUEED (Association of Upper Egypt for Education & Development). AUEED ist seit den 1980er-Jahren Projektpartnerin der Dreikönigsaktion der Katholischen Jungschar und betreibt 35 katholische Volksschulen in Oberägypten, in denen 11.000 muslimische und christliche Kinder unterrichtet werden. Die AUEED-Schulen sind Ausgangspunkt für Gemeinde-Entwicklungsprogramme, die arme ägyptische Familien befähigen sollen, ihre Lebensbedingungen selbst zu verbessern. Frau Farag wird bei ihren Entwicklungsprogrammen auch von UN- und EU-Organisationen unterstützt; viele Jahre war sie für die UNICEF in Ägypten tätig.

Anschrift: 65 Quobeissy Street, Daher 11271, Kairo, Ägypten.

Früchte des Frühlings: Die Christen und die Revolution

Kampf um zivile Rechte – ein stiller Notfall!?

Referat am 20. Juli 2012 bei der Fachtagung Weltkirche im Stift Lambach

Ich möchte anhand von Beispielen aus meinem Arbeitsfeld aus Ägypten zeigen, wie mangelhafte Alphabetisierung zur Unterdrückung der Menschen führt. Die Folgen fehlender Bildung sind besonders für Frauen dramatisch, da sie keine Aufstiegsmöglichkeiten haben und daher nicht selbstständig werden können. Viele Frauen sind nach wie vor Praktiken wie der Genitalverstümmelung (FGM) ausgeliefert, sowohl bei Muslimen als auch bei Christen. Die Revolution der letzten zwei Jahre zielte auf eine Veränderung des Staates in Richtung Demokratie und Menschenrechte, die allen Bürgern ohne Unterschied zivile Rechte einräumen und damit besonders auch die Frauen aus ihrer Abhängigkeit und Unterdrückung befreien sollte. Aber durch die aktuelle Entwicklung und die Politik der Muslimbruderschaft rücken diese Anliegen in weite Ferne.

Wie lebe ich als Christin in Ägypten, wo die Hauptreligion der Islam ist? In Ägypten leben 82 Millionen Menschen, davon sind ca. zehn Prozent Christen.

Ich möchte Ihnen von Freunden erzählen, deren Einstellung ich in meinem Glauben reflektiere.

Kampf gegen Armut, für Bildung und Gleichberechtigung

1. *Theresa Sanyora*: Sie ist heute Mitte 40 und wurde katholisch erzogen. Im Alter von zwölf Jahren wurde sie Opfer weiblicher Genitalverstümmelung. Mit 13 wurde sie mit einer gefälschten Geburtsurkunde zwangsverheiratet (legales Alter in Ägypten ist 18). Sie bekam fünf Kinder, von denen zwei früh verstarben. Sie besuchte nie die Schule, wurde von ihrem Mann verlassen, hat keine Bildung oder soziale Sicherung und kann sich nur durch saisonale landwirtschaftliche Arbeit erhalten. Trotz aller Leiden, die sie auf sich nehmen musste, bleibt sie ihrem Glauben treu und hofft darauf, dass ihre drei Töchter ein besseres Schicksal erwartet. Ihre Töchter haben mit Hilfe der Vereinigung von Oberägypten für Bildung und Entwicklung (*Association of Upper Egypt for Education & Development – AUEED*) eine Ausbildung bekommen.

Die Kombination von extremer Armut, Analphabetismus und Mangel an grundlegenden Fähigkeiten ist ein strukturelles Problem, welches landesweit zu vielen Sanyoras und Therasas führt. Armut führt zu Analphabetismus, einem schlechten Bildungssystem, Gesundheitssystem, schlechten Wohnverhältnissen und zu schlechten Umweltbedingungen.

Zusätzlich zur Armut existiert ein Gender-Ungleichgewicht, das Teil der ägyptischen Gesellschaft ist. Weibliche Genitalverstümmelung, frühe Zwangsehen, Bevorzugung von Buben, all dies sind tief verwurzelte Praktiken, die von fast allen Christen und Muslimen gleich praktiziert werden. Der Verein von Oberägypten, andere Nicht-Regierungsorganisationen und die Zivilgesellschaft kämpfen für eine Veränderung. Wir arbeiten direkt mit armen Familien und Gemeinschaften zusammen. Wir bilden Koalitionen, die sich für Gleichberechtigung von Mädchen und Frauen einsetzen. Leider könnten unsere Bemühungen aufgrund des steigenden islamistischen Fundamentalismus der letzten 18 Monate vergeblich sein. Durch den Schlagabtausch im Parlament droht alles, wofür wir so stark kämpfen, annulliert zu werden. Die Muslimbruderschaft in Menia wirbt mit „Gratis-Beschneidung“. Es ist schwer, mit anderen einen Dialog einzugehen, um klarzumachen, dass es keinen Grund für solche Religionspraktiken gibt, weder im Christentum noch im Islam.

Sie fragen sich vielleicht, wieso ich von Sanyora erzähle, obwohl wir in vieler Hinsicht sehr verschieden sind. Doch auch ich leide unter der Gen-

der-Ungleichheit. Schon früh musste ich lernen, doppelt so brav wie meine Brüder und doppelt so fleißig wie meine Kollegen an der Universität zu sein.

Engagement in der Gesellschaft, Eintreten für mehr Toleranz

2. *Daniel Meena*: Er wurde 24 Jahre alt, war Kopte und beruflich als Spengler tätig. Er nahm aktiv an den friedvollen Protesten der Revolution vom 25. Jänner 2011 teil. Er und viele andere verlangten nach Freiheit, Brot, sozialer Gerechtigkeit und Menschenwürde. Nachdem der Diktator Mubarak endlich gestürzt war, übernahm die Muslimbruderschaft das Regime und somit den ganzen Staat. Sie verbreiten auf eher radikale Weise den Islam als einzige Grundlage und diskriminieren dabei die Christen, die als zweitrangige Bürger angesehen werden. Seither gibt es Aufstände und Gewalttaten gegen Christen. Seit Herbst 2011 existiert eine echte Gefahr, dass die Muslimbruderschaft und andere fanatische Gläubige Ägypten in einen islamischen Staat verwandeln wollen, ohne individuelle Freiheit oder Rechte. Sie sehen sich selbst als besser an als den Rest der Gesellschaft. Die Bruderschaft nutzt die hohe Analphabetismus-Rate dazu, den Menschen falsche Botschaften zu vermitteln. Das sind nicht die Veränderungen, die Meena und die Anderen gefordert haben. Im Oktober desselben Jahres wurde Meena zusammen mit 23 anderen jungen christlichen Demonstranten getötet. Die Schuldigen wurden nicht verurteilt.

Als Entwicklungshelferin habe ich mich schon immer für zivilgesellschaftliche Bildung interessiert, um Menschen zu helfen, in Frieden mit ihren Mitmenschen zu leben. Das ist einer der Gründe, weshalb ich mich seit etwa 30 Jahren bei der Dreikönigsaktion engagiere. Der Verein von Oberägypten für Bildung und Entwicklung bringt den Kindern Toleranz bei, egal wie unterschiedlich sie sein mögen. Außerdem zeigen wir den Lehrern gewaltfreie Konfliktlösungen, aktive Teilnahme und Gleichberechtigung.

Innerhalb des Vereins sind wir sehr erfolgreich, außerhalb jedoch noch nicht. Es ist schwierig, den anderen christlichen Bürgern klarzumachen, dass sie sich der restlichen Gesellschaft „öffnen“ müssen. Wir ägyptische Christen lebten die meiste Zeit unseres Lebens innerhalb der Mauern der Kirche; wir sozialisieren uns, bilden uns aus, kaufen ein etc. innerhalb der christlichen Gesellschaft. Sehr wenige von uns sind sich der anderen Gesellschaften bewusst. Folglich leben wir mental in einer christlichen Subkultur, ohne Teilnahme am politischen Geschehen, stigmatisiert, stereo-

typiert und an den Rand gedrängt. Daher ist die derzeitige Situation in Ägypten teilweise unsere eigene Schuld.

Meine Visionen für den Verein von Oberägypten sind, dass wir uns beherzt auf die zivile und rechtliche Bildung fokussieren. Es ist eine riskante Sache, aber ich stehe fest dahinter. Ich möchte, dass sich Christen vor die Mauern trauen und sich aktiver im öffentlichen Leben einbringen. Mein Freund Meena ist tot, aber wir brauchen mehr Meenas. Mehr Leute wie ihn, die sich engagieren, und wir brauchen sie lebend!

Es gibt einige einfache Leute, die – unabhängig von Alter oder Status – eine Veränderung des schwierigen ägyptischen Lebens herbeiführen. Zum Beispiel Dr. Mohamed Ghoneim, Professor der Urologie. Zehn Jahre lang kämpfte er hart um Ressourcen, damit er ein Nieren-Zentrum an der Mansoura Universität gründen konnte. Heute versorgt das Zentrum viele Menschen kostenlos. Während der Jänner-Revolution beteiligte sich Dr. Ghoneim und gründete zusammen mit anderen prominenten Menschen die Ägyptische Sozial-Demokratische Partei. Sie unterstützen (junge) Menschen, die sich aktiv für einen säkularen Staat und Gleichberechtigung einsetzen.

Außerdem gibt es muslimische Schüler wie Ahmed Noura (17) und Mostafa Shimaa (18). Sie besuchten eine Schule, die vom Verein gegründet wurde. Im April 2011 hörten beide Mädchen ein Gerücht, dass die christliche Kirche am Ostersonntag bombardiert werden würde. Beide Mädchen besuchten das christliche Zentrum und hatten auch viele Freunde dort. Trotz der Warnungen ihrer Familienmitglieder gingen sie weiterhin ins Zentrum. Gemeinsam mit anderen muslimischen Mädchen kamen sie auf die Idee, während der Sonntagsmesse vor der Kirche zu stehen, während die Christen drinnen waren, denn sie dachten, dass keiner auf den Gedanken kommen würde, Moslems und Christen gemeinsam anzugreifen. Zum Glück passierte auch wirklich nichts an dem Sonntag.

Diese Mädchen sind Samen der Hoffnung, die wir kultivieren sollten. Wegen meiner Freunde und solcher Menschen kann ich Hoffnung schöpfen.

Einsatz für Gerechtigkeit und Menschenwürde

Ich möchte einige Punkte zusammenfassen:

1. Als Christin bin ich in keiner Minderheit. Wir bemühen uns sehr, nicht als Minderheit bezeichnet zu werden. Wir sind zwar weniger als die ägyptischen Muslime, aber wir teilen dieselben Wurzeln, Kultur und

Schicksal. Heute wird die Identität einer Person durch ihre Religion bestimmt. Die Gesellschaft ist sehr polarisiert und wir laufen Gefahr, gespalten zu werden. Ich bin eine ägyptische Staatsbürgerin, die als Christin im Land geboren wurde und ihren Glauben ausübt. Keinem ist es erlaubt, diese Fakten zu ändern.

2. Ich habe keine Islam-Phobie. Ich bin stolz auf meine christlichen, muslimischen, arabischen, mediterranen und afrikanischen Kulturen. Ich spreche von der Herausforderung, eine polarisierende Nation zu vereinen, damit einige von uns nicht als zweitrangige Bürger angesehen werden.

3. Ich sehe es als neue Herausforderung an, dass die neuen Machthaber in Ägypten begierig sind, soziale Kontrolle im Namen von Religion auszuüben. Ein weiteres Problem ist, dass manche Bürger, basierend auf ihrer Religion, Privilegien sammeln und damit handeln. Außerdem stellt eine „Moralisierung“ des Alltags, basierend auf einer strengen, radikalen, fundamentalistischen Definition des religiösen Glaubens, eine Gefahr dar. Der Staat wird weiterhin die Grundrechte manipulieren. Privilegierte Menschen wie ich können diese Hürden bewältigen, doch die Armen nicht. Unter diesen Umständen heißt es, je ärmer man ist, umso verwundbarer und unterdrückter wird man.

Trotz der vielen Hürden bin ich optimistisch. Unser momentaner Kampf gilt einer neuen Verfassung, die auf Konsens abzielt anstatt auf Polarisation. Viele von uns Christen und Muslime sind gewillt, den Kampf für Gerechtigkeit und Würde fortzusetzen:

– Wir sind nicht allein, wenn wir uns verbünden. Derzeit sind wir gezwungen, das Beste aus dem Schlechten zu machen. Wir sind optimistisch und haben Netzwerke an der Basis, in die wir besser investieren sollten. Wir müssen mit Nachdruck vorgehen.

– 25 Prozent der Bevölkerung sind junge Ägypter. Sie haben nicht viel politische Erfahrung, aber sie sehen die Welt mit anderen Augen und tragen viel Hoffnung in sich.

– Ägyptische Kirchen vereinen sich langsam aber stetig.

– Die Internationale Gesellschaft hat uns schon viel Unterstützung und Solidarität geboten. Wir brauchen kontinuierliche Unterstützung und müssen neue Wege finden, damit diese effektiver wird. Ich spreche von Mensch-zu-Mensch Unterstützung, da man sich nicht ganz auf Regierungen verlassen kann.

Ich fühle mich als christliche Frau nicht in der Minderheit, sondern ich lebe als Bürgerin meines Landes und teile mit meinen Mitbürgern die

Sprache, Kultur und Identität. Mit den politischen Änderungen nach der Revolution ändert sich das jetzt. Ich habe trotzdem keine Islam-Phobie entwickelt, weil ich bisher mit einem gemäßigten Islam zusammenleben konnte, der auch an der Entwicklung der Menschenwürde interessiert war. Diese Ziele der islamischen Revolution müssen jetzt gerettet werden.

Daher ist auch die internationale Solidarität mit Ägypten wichtig, dass von staatlicher wie kirchlicher Seite die Entwicklung von Demokratie und Menschenrechten im Land eingefordert wird. Ich bin optimistisch, weil das Land jung und voller Hoffnung ist und Ägypten mit internationaler Solidarität rechnen kann.

Wenn wir nicht schnell und effektiv handeln, wird die Situation für viele in Ägypten ein stillschweigender Notstand bleiben!

Übersetzung: Tracy Ryssman

Die Fachtagung Weltkirche 2013 findet vom 19. bis 20. Juli 2013 im Stift Lambach statt.



Bischof Dr. Manfred Scheuer

Geboren in Haibach in Oberösterreich. Studium der Theologie in Linz und Rom. Priesterweihe 1980. Seelsorglich tätig (Steyr, St. Georgen a.d.G.). Von 1985 bis 1988 Assistent bei Prof. Gisbert Greshake am Institut für Dogmatik und Ökumene in Freiburg (Deutschland). Dissertation über die evangelischen Räte. Promotion. 1988 Spiritual für das Linzer Priesterseminar. 1999 Habilitation in Freiburg, Studentenpfarrer. Lehrtätigkeiten in Freiburg, Salzburg, St. Pölten; 2000 Professor für Dogmatik und Dogmengeschichte an der Theologischen Fakultät Trier. 2003 Ernennung zum Bischof von Innsbruck. In der Österreichischen Bischofskonferenz für den Bereich der Caritas verantwortlich. Präsident von Pax Christi Österreich. Anschrift: Domplatz 5, 6020 Innsbruck.

„Komm, wir gehen für unser Volk“

Gedanken zum Martyrium von Edith Stein

Überarbeitete Fassung des Vortrags im Edith Stein-Gedenkjahr am 19. April 2012 im Stift Wilten

1. Kontexte

1.1 Andenken und Name

Das Gedenken an die Jüdin Edith Stein, die als Christin und Karmelitin in Auschwitz ermordet wurde, muss offen sein für die *memoria* an das Leiden des jüdischen Volkes in der Zeit des Nationalsozialismus. „Denen will ich in meinem Hause und in meinen Mauern ein Denkmal und einen Namen (Yad Vashem) geben“ (*Jes 56,5*). Wir gedenken derer, die in der Zeit des Nationalsozialismus gerecht waren, die sich nicht vom Sog der Ideologie haben mitreißen lassen, die Widerstand geleistet haben. Wir gedenken derer, die ihr Leben lassen mussten, weil sie kleine Zeichen der Solidarität mit Verfolgten gesetzt haben. Wir gedenken derer, die in der Zeit des Nationalsozialismus ihr Leben für die Rettung anderer riskierten. „Wer ein Leben gerettet hat, wird so betrachtet, als habe er das ganze Universum gerettet“ (Talmud). Christliche Erinnerung an die Opfer der Shoah bleibt durch den Gedanken der Verstrickung in Schuldzusammenhänge, das gläubige Vertrauen auf die erlösende Macht Gottes und die aufrichtige

Bitte an Gott und an sein erwähltes Volk um die Schuldvergebung strukturiert.

Das Gedenken soll uns helfen, Hitler nicht posthum Recht zu geben durch das Vergessen der Schandtaten, durch das Ausmerzen der Opfer aus dem Gedächtnis. Erinnerung soll uns davor bewahren, ihm nicht nachträglich noch einmal Macht zu geben durch Selbstverachtung, durch Nihilismus, durch die Resignation der Menschenwürde. Gedächtnis der Opfer ohne Hoffnung wird zur Buchhaltung des Todes. Eine monologische Aufarbeitung oder Bewältigung der Vergangenheit wird zur Sisyphostätigkeit, deren Vergeblichkeit in Aggression oder Resignation umschlägt. – Walter Benjamin sucht in seinen „Geschichtsphilosophischen Thesen“¹ eine Weise des Umgangs mit der Geschichte, in der die Solidarität mit den Leidenden, Unterdrückten und Erschlagenen nicht aufgekündigt wird. Wenn durch das Eingedenken des Leids der Vergangenheit dieses zu einem unabgeschlossenen werden soll und die Leidenden, Opfer und Besiegten nicht bloß funktional auf den Fortschritt oder auf einen glücklichen Endzustand gedacht werden sollen, wenn es unmenschlich ist und einen Verrat an der universalen Solidarität bedeuten würde, dann muss letztlich ein Gott sein, der mit den Toten, Geschlagenen und Opfern durch die Macht der Auferweckung etwas anfangen kann. Erinnerung an die Opfer lässt sich nur in der Hoffnung auf Gott durchhalten, der mit den Opfern etwas anfangen kann; ansonsten würde die Solidarität mit den Leidenden, mit den Opfern an einen willkürlichen Punkt abgebrochen. Es wäre fatal, wenn im Schweigen und in der Ratlosigkeit die Sieger von gestern heute noch einmal triumphieren würden. Es wäre zynisch, wenn unter dem Vorzeichen der Resignation die Erschlagenen in alle Ewigkeit erschlagen, die Vergessenen vergessen, die Opfer für immer besiegt, die Toten für immer tot bleiben. „Es ist den Juden verboten, Hitler nachträglich siegen zu lassen. Es ist ihnen geboten, der Opfer von Auschwitz zu gedenken, damit das Andenken an sie nicht verloren gehe. Es ist ihnen verboten, am Menschen und seiner Welt zu verzweifeln und Zuflucht entweder im Zynismus oder der Jenseitigkeit zu suchen, damit sie nicht dazu beitragen, die Welt den Mächten von Auschwitz auszuliefern. Schließlich ist es ihnen verboten, am Gott Israels zu verzweifeln, damit das Judentum nicht untergehe“ (Emil L. Fackenheim).²

¹ Zur Kritik der Gewalt und andere Aufsätze, Frankfurt a. M. 1965, S. 78–94. Vgl. dazu Peukert, Helmut, Wissenschaftstheorie – Handlungstheorie – Fundamentale Theologie. Analysen zu Ansatz und Status theologischer Theoriebildung, Düsseldorf 1976, S. 278–280.

² Fackenheim, Emil L., Die gebietende Stimme von Auschwitz, in: Wolkensäule und Feuerschein. Jüdische Theologie des Holocaust, Hrsg. von Michael Brocke und Herbert Jochum, Gütersloh 1993, S. 73–110, hier S. 95.

Es ist uns allen verboten, im Vergessen der Ermordeten den Tätern das letzte Wort zu geben.

1.2 „Kiddusch Haschem“ – Heiligung des Namens Gottes

In der jüdischen Tradition gibt es „Kiddusch Haschem“, d. h. die Heiligung des Namens Gottes. Der biblische Bezugspunkt für spätere Definitionen und Interpretationen von Kiddusch ha-Schem ist *Leviticus* 22,32: „Entheiligt nicht meinen heiligen Namen, damit ich geheiligt werde unter den Israeliten; ich bin der Herr, der euch heiligt.“ Im Gegensatz zum Kiddusch ha-Schem steht der Chillul ha-Schem, die Entheiligung des Namens: „Sie sollen ihrem Gott heilig sein und nicht entheiligen den Namen ihres Gottes“ (*Lev* 21,6). Als ein „Volk von Priestern“ (*Ex* 19,6) zur „Heiligung des Namens“ aufgerufen, können alle Aspekte jüdischen Lebens (und Sterbens) als Kiddusch ha-Schem gesehen werden. Das kann mit der Bereitschaft verbunden sein, Gottes wegen, um seines heiligen Namens willen zu sterben. „Kiddusch Haschem“ ist Ausdruck der Größe des Menschseins, höchste Realisierung seiner transzendenten Ausrichtung.³ Starben die ermordeten Juden des Holocaust als Märtyrer? „Alle Männer, Frauen und Kinder, die im Holocaust starben, sind heilige Märtyrer.“⁴

Norman *Lamm* sieht drei Wirkungsfelder für aktiven Kiddusch ha-Schem: Gebet, moralisch-ethisches Handeln und den Märtyrertod.⁵ Besteht die Wahl zwischen Tod oder den Sünden des Götzendienstes, Inzests/Ehebruchs oder Mordes, muss ein Jude den Tod wählen (bSan 74a). Kiddusch ha-Schem als Märtyrertod hat eine ganze Reihe von Bedeutungen innerhalb jüdischer Geschichte, nicht zuletzt während des Holocaust. Kiddusch ha-Schem im Kontext des Holocaust ist zunächst eine Kategorie, die von ost-

³ *Gottfarstein*, Joseph [The Nature of] Kiddush Hashem [= Heiligung des (göttlichen) Namens, vor allem durch Gebet, Lebensführung, Martyrium] over the Ages and its Uniqueness in the Holocaust Period, in: Meir *Grubsztajn* (Ed.), *Jewish Resistance During the Holocaust. Proceedings of the Conference on Manifestations of Jewish Resistance*. Jerusalem, April 7–11, 1968, Jerusalem, Yad Vashem 1971, ²1972, S. 453–482.; *Heschel*, Abraham *Joshua* Der Mensch fragt nach Gott. Untersuchungen zum Gebet und zur Symbolik, Neukirchen-Vluyn 1989, S. 50; *Lenzen*, Verena *Jüdisches Leben und Sterben im Namen Gottes*, München 1995; *Holtschneider*, Hannah K. in: *Freiburger Rundbrief. Zeitschrift für jüdisch-christliche Begegnung*, Jahrgang 13/2006, S. 2.

⁴ So Menachem Mendel *Schneerson*, der Lubawitscher Rebbe, 1990 in einer Rede; zitiert nach Shmuel *Boteach*, *Wrestling with the Divine: A Jewish Response to Suffering*, Jason *Aronson*, Northvale, NJ., 1995, S. 190.

⁵ Vgl. *Lamm*, Norman *Kiddush ha-Shem and Hillul ha-Shem, Bible and Rabbinic Literature*, Encyclopedia Judaica, CD-Rom, 1997.

europäischen orthodoxen Juden herangezogen wurde, um ihre eigene Situation und ihren (bevorstehenden) Tod zu interpretieren. Erst nach dem Holocaust wurde Kiddusch ha-Schem verstärkt auch von Juden aus anderen Gemeinschaften verwendet. Seine Bedeutung wurde z. T. so ausgedehnt, dass alle während des Holocaust ermordeten Juden als Kiddusch ha-Schem bezeichnet werden. Außerhalb der jüdischen Gemeinden und mit historischer Distanz ist Vorsicht geboten. Wenn der Holocaust von Juden als jüdisches Martyrium dargestellt und sich dabei auf Kiddusch ha-Schem berufen wird, ist zu fragen, wodurch diese Deutung motiviert wird.

1.3 Gerecht unter den Völkern

„Im Gedenken an Rosa *Stallbaumer* und als Anerkennung für ihre Verdienste um die Rettung jüdischer Flüchtlinge in den Jahren 1941/42 wurden 2008 in den Bergen Jerusalems zehn Bäume gepflanzt. Die Israelitische Kultusgemeinde für Tirol und Vorarlberg hat dies in einer Urkunde bestätigt.“⁶ In Yad-Vashem in Jerusalem gibt es eine Gedenk-Abteilung für die „Gerechten unter den Völkern“.⁷ Das ist der Titel für Nichtjuden, die während des Nationalsozialismus ihr Leben für die Rettung von Juden riskierten. Der Name stammt aus einem hebräischen Satz des Talmud – Chasidai Umot Haolom –, der besagt: „Die Gerechten unter den Völkern haben einen Platz in der kommenden Welt.“ Jeder als „Gerechter unter den Völkern“ Anerkannte hat das Recht, unter seinem Namen in der „Allee der Gerechten“ auf dem Hazikaron (dem „Berg des Gedächtnisses“) einen Baum zu pflanzen. „Wer ein Leben gerettet hat, wird so betrachtet, als habe er das ganze Universum gerettet.“ Dieser Wahlspruch des Talmud ist auf dem Orden der „Gerechten unter den Völkern“ eingraviert.

⁶ Köll, Kriemhilde, Die Fluchthelferin, in: Konstantia Auer / Manfred Scheuer, S. 81–83. Vgl. auch Zeugen des Widerstands S. 93 f.; Kunzenmann, Werner, Rosa Stallbaumer. Bäurin (1897–1942), in: Jan Mikrut (Hg.), Blutzeugen des Glaubens. Martyrologium des 20. Jh., Wien 2000, Beilage.

⁷ Vgl. Bronowski, A., Es waren so wenige. Retter im Holocaust, Stuttgart 1991; Art. Gerechte unter den Völkern, in: Enzyklopädie des Holocaust. Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden. Hg. von Israel Gutman, München-Zürich 1991, S. 518–523.

2. Das Martyrium der Edith Stein⁸

Im August 1942 starb Edith Stein, Philosophin, getaufte jüdische Frau, Angehörige des Karmels in Köln und Echt mit dem Ordensnamen Teresia Benedicta a Cruce – ermordet in Auschwitz. Edith Stein versuchte zunächst entschieden, den Deutschen zu entkommen. Am 13. Dezember 1940 schrieb sie an die Schweizerin Hilde Verene *Borsinger*, einer engagierten Katholikin in der Schweiz, mit der sie schon früher zusammengearbeitet hatte. Sie wandte sich nun an das Karmelkloster Le Páquier im katholischen Kanton Fribourg. Hier wollte man Edith Stein aufnehmen, nicht aber deren Schwester Rosa. Das Kloster Seedorf im Kanton Fribourg war bereit, auch Rosa Stein eine neue Heimat zu geben. Die Eidgenössische Fremdenpolizei wollte jedoch nicht noch mehr Emigranten in ihrem Land haben. Und eine neuerliche Umsiedlung einer Karmelitin hätte zudem von Rom bewilligt werden müssen. Die Behörden ließen sich Zeit. Die Nazis waren schneller. Vielleicht hätte man Edith Stein noch retten können, auf keinen Fall jedoch die Schwester. Und ohne Rosa Stein wollte Schwester Benedicta nicht emigrieren.

Die Nationalsozialisten in den Niederlanden wollten die Kirchen für sich vereinnahmen und gefügig machen. So schonten sie getaufte Juden zumindest eine gewisse Zeit. Am 26. Juli 1942 wurde in allen katholischen Kirchen der Niederlande ein Hirtenbrief verlesen, in dem die katholischen Bischöfe gegen die Verfolgung und Verschleppung von Juden protestierten. Das Gebet der Katholiken sollte für Gefangene, für Geiseln und für die gelten, deren Leben in Gefahr ist. Der Hirtenbrief hatte Folgen. Die getauften Juden, vornehmlich die Priester und Nonnen jüdischer Abstammung, wurden verhaftet und nach Osten deportiert. Edith Steins Schicksal steht genau in diesem Zusammenhang.

2.1 *Benedicta a Cruce – Vom Kreuz Gesegnete*

Nachdem die Ausnahmestimmung für christliche Juden in Holland aufgehoben war, wusste Edith Stein, dass Gott an sie den Ruf zur Solidarität mit dem furchtbaren Leiden ihres Volkes ergehen ließ. Durch die Taufe, die Christen in Jesu Tod und Auferstehung hineinnimmt und sie in das

⁸ *Endres*, Elisabeth, Edith Stein. Christliche Philosophin und jüdische Märtyrerin, München 1987; *Müller*, Gerhard Ludwig, Das Kreuz in Auschwitz. Gedanken zum Martyrium von Edith Stein, in: Christliche Innerlichkeit 22/3–5 (1987), S. 173–178.

„Für-Sein“ Jesu hineinverfügt, wusste sich Edith Stein in die Gemeinschaft mit dem Schicksal der Juden hineingezogen. In ihrer Zelle fand man später ein Bildchen, auf das Sr. Teresia Benedicta a Cruce geschrieben hatte, dass sie ihr Leben für die Bekehrung der Juden aufopfern wolle. Schon im Jahre 1939 hatte sie an ihre Priorin im Karmel von Echt die Bitte gerichtet, ihr Leben als Sühnopfer hingeben zu dürfen für den wahren Frieden, für die Überwindung der Herrschaft des Antichristen und für den Aufbau einer neuen Ordnung.⁹ In ihrem Testament vom 9. Juni 1942 findet sich der Satz: „Schon jetzt nehme ich den Tod, den Gott mir zugedacht hat, in vollkommener Unterwerfung unter seinen heiligsten Willen mit Freude entgegen. Ich bitte den Herrn, dass er mein Leben und Sterben annehmen möchte ... für die Heiligung und Vollendung unseres heiligen Ordens, namentlich des Kölner und des Echter Karmels, zur Sühne für den Unglauben des jüdischen Volkes und damit der Herr von den Seinen aufgenommen werde und sein Reich komme in Herrlichkeit, für die Rettung Deutschlands und den Frieden der Welt, schließlich für meine Angehörigen, Lebende und Tote, und alle, die mir Gott gegeben hat: dass keines von ihnen verloren gehe.“¹⁰ Sie fügt hinzu, Gott möge ihr Leben und Sterben zu seiner Verherrlichung annehmen, für alle Anliegen der Kirche, für die Ankunft des Reiches Christi auch in den Herzen des ganzen jüdischen Volkes, für den Frieden und für die Rettung Deutschlands.

2.2 Eine kleine Königin Ester?

Beim Verlassen ihres Klosters fasste Edith Stein ihre Schwester Rosa bei der Hand und sagte nur: „Komm, wir gehen für unser Volk.“ Bereits einige Jahre vorher hatte sie sich selbst mit der Königin Ester im Exil am persischen Hof verglichen. „Ich vertraue darauf, dass der Herr mein Leben für alle (Juden) genommen hat. Ich muss immer wieder an die Königin Ester denken, die gerade darum aus ihrem Volk genommen wurde, um für das Volk vor dem König zu stehen. Ich bin eine sehr arme und ohnmächtige kleine Ester, aber der König, der mich erwählt hat, ist unendlich groß und barmherzig“¹¹, schreibt sie 1938, angesichts der immer stärker werdenden Judenverfolgung im Deutschen Reich.

⁹ Leuven, R., Heil im Unheil. Das Leben Edith Steins: Reife und Vollendung, Drueten 1983 (ESW 10), S. 145.

¹⁰ Ebd. S. 148.

¹¹ Edith Steins Werke, hrsg. von L. Gelber, R. Leuven; Band IX: Selbstbildnis in Briefen, Zweiter Teil 1934–1942 von Dr. Edith Stein, Unbeschuhte Karmelitin, Freiburg-Basel-Wien 1977, S. 121.

Im Buch *Ester* geht es um die Abwendung einer drohenden Judenverfolgung im Perserreich. Haman, der zweite Mann des Reiches, hasst die Juden und erwirkt einen Erlass vom König Artaxerxes, die Juden auszurotten. Unter Lebensgefahr geht Ester zum König, um für ihr Volk zu bitten (*Ester* 4,17). Sie erlangt das Wohlwollen des Königs und erreicht den Sturz Hamans. Der Erlass, der die Ausrottung befahl, wird aufgehoben. In einem neuen Erlass erlaubt der König den Juden, sich ihrer Feinde zu wehren.¹²

Edith Stein identifiziert sich mit der Gestalt Esters und sieht darin ihren eigenen Auftrag vorgezeichnet. Wie die biblische Ester durch ihr unerschrockenes Eintreten für ihr Volk vor dem mächtigen Perserkönig die Gefahr abwenden konnte, so möchte sie, die „wiederkehrende Ester“, durch ihr solidarisches Eintreten vor dem barmherzigen König Christus Rettung für ihr Volk erwirken. Ihr solidarisches Eintreten zeigt sich auch im konkreten Eintreten für ihr Volk. Engagiert und mutig tritt sie antisemitischen Äußerungen entgegen, ohne Rücksicht auf ihre eigene Person. 1933 hat sie den Plan gefasst, nach Rom zu fahren, um in einer Privataudienz den Papst um eine Enzyklika zur Judenverfolgung zu bitten. Ihr Anliegen hat sie Papst Pius XI. dann brieflich unterbreitet. Gegen das erschreckende Zerrbild, das die Nationalsozialisten von jüdischen Menschen zeichneten, setzte sie mit ihrer Autobiographie „Aus dem Leben einer jüdischen Familie“ ein Zeugnis gegen den damaligen Rassenhass. Edith Stein ist und bleibt Tochter des jüdischen, „ihres“ Volkes. Gerade in den schweren Zeiten der Verfolgung bleibt sie ihm treu und tut Menschen Mögliches für ihr Volk. Edith Stein, die aus einem jüdisch liberalen Elternhaus stammte und sich als Jugendliche selbst „Atheistin“ nannte, hat durch die Hinwendung zum Christentum zu ihren jüdischen Wurzeln zurückgefunden. Es ist ihr ein Anliegen, dass auch andere aus ihrem jüdischen Volk den Weg zu Christus finden. Sie bittet Gott, er möge ihr Leben und Sterben annehmen für ihr Volk.

2.3 *Christusnachfolge*

Edith Stein nimmt den Tod auf sich „zur Sühne für den Unglauben des jüdischen Volkes“.¹³ In der Vorstellung des Christentums waren die Juden nicht ein Volk unter anderen Völkern, sondern das auserwählte Volk, das Gott sich ausgesucht hatte, um aus ihm den Messias hervorgehen zu lassen.

¹² Johannes Paul II., Predigt zur Seligsprechung von Edith Stein, Köln, 1. Mai 1987.

¹³ Testament Edith Stein 1939.

Die Israeliten sollten ihm ein heiliges Volk sein, ein Volk von Priestern. In der christlichen Tradition wurde die Bibel oft so gelesen: Als der Messias Jesus von Nazareth auf der Erde lebte und wirkte, wurde er von den Juden abgelehnt, verfolgt, schließlich verraten und dem Kreuzestod ausgeliefert. In den Evangelien des Matthäus und vor allem des Johannes wird den Juden die Schuld am Tod Jesu zugeschoben, ja, sie nehmen ganz bewusst die Schuld auf sich. Historisch ist davon nichts haltbar. Denn die Evangelien entstanden zu einer Zeit, als die Spannung zwischen den jüdischen Gemeinden und dem jungen Christentum sehr ausgeprägt war. Edith Stein hielt sich wörtlich an die Texte im Matthäus- und Johannesevangelium. Den harten Kern des christlichen Antijudaismus, die Kollektivschuld am Kreuzestod Jesu, hat sie aber immer abgewehrt.

Edith Stein ist für „ihr Volk“ gegangen, das heißt für ihr jüdisches Volk, aber auch für ihr deutsches Volk und für das Volk Gottes, die Kirche, die ihre eigentliche Heimat geworden war. „Unter dem Kreuz verstand ich das Schicksal des Volkes Gottes, das sich damals schon anzukündigen begann. Ich dachte, die es verstünden, dass es das Kreuz Christi sei, die müssten es im Namen aller auf sich nehmen!“¹⁴ „Jetzt freue ich mich in den Leiden, die ich für euch ertrage. Für den Leib Christi, die Kirche, ergänze ich in meinem irdischen Leben das, was an den Leiden Christi noch fehlt“ (*Kol* 1,24). „Denn euch wurde die Gnade zuteil, für Christus da zu sein, also nicht nur an ihn zu glauben, sondern auch seinetwegen zu leiden“ (*Phil* 1,29).

2.4 Stellvertretung und Sühne¹⁵

Die Mystik der hl. Teresa von Avila (1515–82) und des hl. Johannes vom Kreuz (1542–91) gründet in dem Gedanken, dass jeder Weg des Menschen zu Gott durch die *Kenosis* des Mensch gewordenen und gekreuzigten Sohnes vermittelt ist – und dies nicht nur äußerlich so, als habe Christus etwas für uns getan, was wir nicht tun müssten, sondern wesentlich so, dass Gemeinschaft mit Gott Einssein mit dem herabsteigenden und für-leidenden Christus bedeutet. „Der mystische Weg Teresas ist der persönliche Nachvollzug der in der Taufe objektiv-sakramental allen

¹⁴ Edith Steins Werke, hrsg. von L. Gelber, R. Leuwen, Band IX: Selbstbildnis in Briefen, Zweiter Teil 1934–1942 von Dr. Edith Stein, Unbeschuhete Karmelitin, Freiburg-Basel-Wien 1977, S. 124.

¹⁵ Vgl. dazu Menke, Karl-Heinz, Stellvertretung. Schlüsselbegriff christlichen Lebens und theologische Grundkategorie, Einsiedeln-Freiburg 1991, S. 412.

Christen geschenkt Teilnahme an Christi Tod und Auferstehung. Der alte Mensch, der entfremdete, sich selbst erlösen wollende und Gott abschaffende Mensch muss vernichtet und vom Leib des Todes befreit werden (Röm 6,6). Wie dem Apostel Paulus geht es Teresa „um das ‚Sein in Christus‘, um die Einwohnung Christi im Menschen“. ¹⁶ Ähnlich ist das, was bei Johannes vom Kreuz vordergründig als „systematische Selbstdemontage des menschlichen Ich“ ¹⁷ erscheint, in Wahrheit der „Tod des ‚Alten Menschen‘, durch den der Mensch wirkend-erleidend von der Verhaftung an die Dinge und seinem ungeordneten Begehren frei wird“. ¹⁸ Es geht Johannes vom Kreuz „nie um eine Überwältigung der Kreatur durch Gott, vielmehr um eine Mitnahme ihres ganzen Seins und Könnens (und somit ihres Verdienstes) in die Tiefen der Gnade hinein.“ ¹⁹ Edith Stein wird schreiben: „Der Glaube an den Gekreuzigten – der lebendige Glaube, der mit liebender Hingabe gepaart ist – ist für uns der Zugang zum Leben und der Anfang der künftigen Herrlichkeit.“ ²⁰

Edith Stein hat ihrem gewaltsamen Tod, den sie erwarten musste, im Voraus die von ihr selbst bestimmte Prägung verliehen. Ihre Person und ihr Geschick stehen in einem Spannungsfeld von Motiven und Bezügen, worin erst die christliche und menschliche Bedeutung Edith Steins für uns heute aufgeht. Es ist einmal das martyrologische Verständnis christlicher Existenz in der Spannung von innerer Gesinnung und dem von außen verhängten Schicksal. Es ist zum anderen das innere Verhältnis von Christentum und Judentum, in dem Edith Stein ihre Solidarität mit ihrem Volk als Voraussetzung dafür ansah, die Proexistenz Christi in die Shoah einzuprägen. War Edith Steins Tod ein Blutzeugnis für Christus, da sie ja nicht seinetwegen, sondern ihrer Rasse wegen ihr Leben lassen musste? Kann denn der in freier Annahme vollzogene Tod eines einzelnen Menschen das Licht der Erlösung entzünden, das die Hölle von Auschwitz überblendet?

¹⁶ *Garcia-Mateo*, Rogelio, Die Christus-Erfahrung Teresas von Avila und die Christologie, in: Waltraud *Herbstrith* (Hg.), Gott allein. Teresa von Avila heute, Freiburg 1982, S. 158–183, hier S. 166 f.

¹⁷ *Haas*, Alois Maria, Die dunkle Nacht der Sinne und des Geistes. Mystische Leiderfahrung nach Johannes vom Kreuz, in: Gotthard *Fuchs* (Hg.), Die dunkle Nacht der Sinne. Leiderfahrung und christliche Mystik, Düsseldorf 1989, S. 108–125, hier S. 124.

¹⁸ *Mosis*, Rudolf, Der Mensch und die Dinge nach Johannes vom Kreuz, Würzburg 1964, S. 151, vgl. auch Edith *Stein*, Kreuzeswissenschaft. Studie über Ioannes a Cruce, Louvain 1954, S. 243–279; *Haas*, Alois Maria, Sermo Mysticus. Studien zu Theologie und Sprache der deutschen Mystik, Freiburg/ Schweiz 1979, S. 420–429.

¹⁹ *Balthasar*, Hans Urs von, Herrlichkeit II/2: Fächer der Stille, Einsiedeln 31984, S. 503.

²⁰ *Stein*, Edith, Kreuzeswissenschaften (ESW I), S. 15–16.

2.5 Täter und Opfer

Es stellt sich ganz massiv die Frage nach einer möglichen Versöhnung zwischen Tätern und Opfern. Kann diese Kluft zwischen dem Leid der einen und der Schuld der anderen überhaupt überbrückt werden? Wird nicht gerade im Angesichte dieser Ereignisse die Rede von Versöhnung leer, ein Hohn gegenüber den Menschen, die damals gestorben sind? Ja, ist nicht die Rede von Heil überhaupt leid- und geschichtsvergessen und so triumphalistisch? An den Opfern vorbei und hinter deren Rücken kann es keine Versöhnung geben. „Keine Versöhnung ohne Gerechtigkeit, keine Gerechtigkeit ohne Gericht, kein Gericht ohne den Schmerz der einholenden Wahrheit.“²¹ Es braucht das Gericht gegenüber den Tätern. Es muss die Idolisierung des eigenen Ich, welche das Leid der Opfer als Preis für den eigenen Erfolg in Kauf nimmt, sadistisch instrumentalisiert oder zynisch ignoriert, aufgedeckt werden. Schuldabschiebungsmechanismen und dahinter stehende Selbstgerechtigkeit müssen als Lüge entlarvt werden. Die Gesichter und Namen der Opfer mit ihren Tränen und mit ihrem Klagen sollen den Tätern nicht erspart werden. Die Wahrheit macht frei: Das heißt für Täter, dass sie sich zur objektiven Wahrheit bekennen, diese beim Namen nennen und sich vom eigenen Unrecht distanzieren. Dabei sollte nichts vertuscht werden, nichts beschönigt, dem Unerbittlichen ins Auge geschaut, auch nichts vergessen werden. Eine Versöhnung und Hoffnung ohne Gerechtigkeit für die Opfer ist inhuman. Ebenso braucht sie zumindest Ansätze von Bereitschaft zu Versöhnung und Hoffnung. Ansonsten besteht die Gefahr, dass die Erinnerung selbst wieder zur Keule der Aggression wird, zum Nährboden neuer Konflikte und Kriege, zum Wachstumshormon von Entfremdung und Ausgrenzung. Verzweiflung und Nihilismus sind Verrat an den Opfern selbst.

Versöhnung lässt sich nicht erpressen.²² Wir können als Nachkommen der Täter und Opfer diesen die Versöhnung nicht diktieren. „Man muss ... von der Tatsache ausgehen, dass es ... Unverzeihbares gibt. Ist es nicht eigentlich das Einzige, was es zu verzeihen gibt? Das Einzige, was nach Verzeihung ruft? ... Das Vergeben verzeiht nur das Unverzeihbare ... Es

²¹ Pröpfer, Thomas, Fragende und Gefragte zugleich. Notizen zur Theodizee. In: Tiemo Rainer Peters u. a. (Hg.), *Erinnern und Erkennen* (Festschrift für Johann Baptist Metz), Düsseldorf 1993, S. 61–72, hier S. 70.

²² Vgl. Adorno, Theodor W., *Erpresste Versöhnung*. In: *ders.*, *Noten zur Literatur*. Frankfurt/M. 1974, S. 174 ff.

kann nur möglich werden, wenn es Un-mögliches tut.“²³ „Das Vergeben ist also verrückt, es muss sich, aber hellsichtig, in die Nacht des Unverständlichen versenken.“²⁴

Was uns bleibt ist die Hoffnung, dass die Ermordeten zu einer versöhnlichen Beziehung zu den Tätern gelangen. Wir können die Hoffnung offen halten, dass die Opfer in Jesu Verhältnis zu den Feinden und Tätern eintreten. „Christus aber sieht im Täter – trotz seiner Untaten – den Nächsten und sucht ihm einen Weg der Versöhnung zu eröffnen.“²⁵ Freilich: Ob die Ermordeten und Verachteten ihre Feinde als ihre potentiellen Schwestern und Brüder bejahen werden können, diese Frage lässt sich nicht definitiv beantworten. Wer auf universale Versöhnung hofft, wird diese Möglichkeit der Feindesliebe aber nicht vorweg verneinen.

3. Martyrium

3.1 Wer ist ein Märtyrer?

Zunächst wird nur der ein christlicher Märtyrer genannt, der wegen seines Glaubens an Jesus Christus verfolgt wird. Aber nicht eine Ähnlichkeit der äußeren Leiden macht schon die Märtyrer. Sonst müssten, wie Augustinus sagt, die Gefängnisse, in denen die Verbrecher sitzen, voller Märtyrer sein. Erst der innere Grund macht die Strafe zur Erscheinung eines Martyriums. Schon der hl. Thomas von Aquin hatte gemeint, dass jeder, der um des Guten willen leiden muss, zu den Märtyrern zu rechnen ist, wenn er nur weiß, dass in allem Guten und Gerechten Gottes Gutsein und Gerechtigkeit erstrebt wird.²⁶ Wenn nun Edith Stein sich mit dem Leidensweg ihres Volkes solidarisch zeigte, auf den es ein diabolischer Vernichtungswille getrieben hatte, und wenn sie in freier Hingabebereitschaft der Liebe Christi wegen ihrem persönlichen Sterben den Charakter des Für-Seins Gottes für die Menschen einprägte, damit sich die Liebe Gottes in ihrer Liebe manifestiere, dann ist wohl der Sinn des christlichen Martyriums voll und ganz erfüllt. Daran ändert sich nichts, wenn die Mörder

²³ Derrida, Jacques, Jahrhundert der Vergebung. Verzeihen ohne Macht – unbedingt und jenseits der Souveränität, in: *Lettre international* 48 (2000), S. 10–18, hier S. 11.

²⁴ Derrida, Jacques, Jahrhundert der Vergebung, S. 14.

²⁵ Tück, Jan-Heiner, Versöhnung zwischen Tätern und Opfern? Ein soteriologischer Versuch, in: *Theologie und Glaube* 89 (3/1999), S. 364–381, hier S. 380. Tück verweist auf Franz Rosenzweig, Jehuda Halevi. Fünfundneunzig Hymnen und Gedichte, Den Haag-Boston-Lancaster 1983, S. 183.

²⁶ STh II-II, 124,5,3.

nichts von diesen Zusammenhängen wussten. Nicht die Intention der Mörder von Auschwitz vermag den Tod Edith Steins zu einem Martyrium zu machen, sondern allein ihre eigene freie, liebende Selbstverfügung in die verzeihende Liebe Gottes hinein.

Edith Stein hat durch ihr Martyrium die Passion und das Kreuz Christi an den Ort des Hasses, der Verachtung und der Vernichtung hineingetragen.

Im Kreuz Jesu hat Gott das äußerste Nein gegenüber seiner Liebe zum Menschen auf sich genommen. Er hat dieses Nein gegen die Liebe am Kreuz getragen, um es in seinem größeren Ja, das er in der Auferweckung Jesu gesprochen hat, zu versenken. Der Auferstandene trägt die tödlichen Wunden an seinem Leibe nun in Ewigkeit als Zeichen des Sieges Gottes über Tod, Schuld und Hass. Im Sterben seiner Märtyrer, Edith Stein und aller, die sich Gottes todüberwindender Macht anvertraut haben, ist diese äußerste Dimension ansichtig geworden. Wenn Edith Stein den Ordensnamen Teresia präzisierte als *Benedicta a Cruce* – sich der Kreuzeswissenschaft der hl. Teresia von Avila und des hl. Johannes vom Kreuz verpflichtend –, dann hat sie ihren Namen ganz eingelöst, indem sie als „die vom Kreuz Gesegnete“ die Ankunft des Seins-Jesu für andere bezeugte und durch ihren frei übernommenen Tod in der Auferstehungsgestalt Jesu Christi angekommen ist. Die Schlussätze ihres letzten Buches „Kreuzeswissenschaft“ lauten beziehungsreich: „So vollzieht sich eine neue Menschwerdung Christi im Christen, die mit einer Auferstehung vom Kreuzestode gleichbedeutend ist. Der neue Mensch trägt die Wundmale Christi an seinem Leibe: die Erinnerung an das Sündenelend, aus dem er zu einem seligen Leben erweckt ist, und an den Preis, der dafür gezahlt werden musste. Und es bleibt ihm der Schmerz der Sehnsucht nach der Fülle des Lebens, bis er durch das Tor des wirklichen leiblichen Todes eingehen darf in das schattenlose Licht. So ist die bräutliche Vereinigung der Seele mit Gott das Ziel, für das sie geschaffen ist, erkaufte durch das Kreuz, vollzogen am Kreuz und für alle Ewigkeit mit dem Kreuz besiegelt.“²⁷

Das Zeugnis Edith Steins zeigt die Universalität des Kreuzes Christi und darin den Sieg der Liebe über den Hass auf das Leben. Die Mörder haben nicht das letzte Wort. Gott spricht sein letztes Wort, indem das Wort vom Kreuz zur Weisheit und uns allen zur Gerechtigkeit und Erlösung wird (*1 Kor 1,30*).

²⁷ Stein, Edith, *Kreuzeswissenschaft. Studie über Ioannes a Cruce*, hg. v. L. Gelber und R. Leuven, Druten 1983 (ESW 1), S. 241.

3.2 Gott ist kein Gott von Toten

Christliches Martyrium bezeugt den Glauben an Gott als den Herrn und Freund des Lebens, der die Toten lebendig macht. Von daher ist Martyrium von einer schöpfungstheologischen Option für das Leben und von der Ehrfurcht vor dem Leben, also gerade nicht von Verachtung, Todessehnsucht und Nekrophilie geprägt. Diese Option für das Reich Gottes ist im Sinne des Taufbekenntnisses mit dem Widersagen gegen das Böse in der psychischen, metaphysischen, intellektuellen und politischen Ordnung verbunden. Der Glaube ist keine Leidensideologie, aber er schärft gegenüber Gleichgültigkeit und Neutralität den Blick für die Unvermeidlichkeit des Leidens als Folge sittlicher und christlicher Konsequenz. Jesus verkündete mit seiner Botschaft von der nahen Gottesherrschaft Gott als einen, der sich wie ein gütiger Vater seinen Feinden in zuvorkommender Liebe zuneigt. Gewaltfreiheit und Feindesliebe gehören zum Kern seiner Botschaft in der Bergpredigt.²⁸ Jesus hat die Dunkelheit und auch die Bosheit der Menschen in seinem Leiden durchquert. Die Leidensbereitschaft ist Bedingung und Voraussetzung für die Nachfolge Jesu (Mt 16,24). Dieses Leiden ist kein Ausdruck von Resignation und Passivität. Aus der Einwurzelung in Gott durchbricht Jesus die unheilvolle Kette von Gewalt und Gegengewalt. Am Kreuz, dem Gipfel der Feindesliebe, der Bereitschaft zu Vergebung und Versöhnung, ist Jesus bereit, die Aggressionen der anderen auf sich zu ziehen und diese an sich auslaufen zu lassen. Am Kreuz leidet Jesus Christus den äußersten Widerspruch von Liebe und Hass, Gnade und Sünde, Gott und Welt aus. So überwindet er das Böse durch das Gute (Röm 12,21). Am Kreuz zeigt sich auch der Unterschied zwischen dem wahren und dem falschen Gott: „Der falsche Gott verwandelt das Leiden in Gewaltsamkeit. Der wahre Gott verwandelt die Gewaltsamkeit in Leiden.“²⁹ Die Logik des Bösen wird von innen her aufgebrochen und überwunden. So verstandene

²⁸ Jesu Aussendungsreden (*Mk* 6,6b–13 parr.; *Lk* 10,1–16) sind ganz der Gewaltlosigkeit der Bergpredigt verpflichtet. Nicht einmal das Nötigste zur Selbstverteidigung sollen die Jünger mitnehmen. Sie knüpfen an der Tugend der Gastfreundschaft an, indem sie sich in die Häuser einladen lassen, und gehen über die Brücke des Guten, das die Gastgeber ihnen tun können, zur Verkündigung der Frohen Botschaft Jesu. Insofern darf christliche Mission nicht aggressiv sein. Vgl. dazu *Söding*, Thomas, „Wer sich zu mir bekennt ...“ (*Lk* 12,8). Der Anspruch Jesu und die Universalität des Evangeliums, in: *ders.* (Hg.), *Ist der Glaube Feind der Freiheit? Die neue Debatte um den Monotheismus* (QD 196), Freiburg i. B. 2003, S. 53–122, hier S. 111.

²⁹ *Weil*, Simone, *Schwerkraft und Gnade*. Übersetzt und mit einem Nachwort versehen von F. Kemp, München 1952, S. 104.

Erlösung durch das Leiden ist Vollzug der Hoffnung und nicht der Destruktion.³⁰ Martyrium ist Konsequenz des Glaubens in einer Situation der Verblendung. Es ist Ausdruck der Liebe unter den Bedingungen der Lieblosigkeit und der Vergiftung. Es zeigt, dass christliches Leben zutiefst in Jesu Kreuz und Auferstehung gründet. Der christliche Märtyrer stirbt nicht für eine bloße Idee, er stirbt mit jemandem, der schon vorweg für ihn gestorben ist. Martyrium ist von Jesus Christus her qualifiziert: Neutestamentliche Motive wie Nachfolge, Nachahmung (mimesis), Gleichgestaltung mit Christus, christliches Leben als Wettkampf und die Vollendung in der Lebensgemeinschaft mit Christus sind hier aufzunehmen. Mit dem christlichen Verständnis von Martyrium ist die Proexistenz Jesu, der sich angesichts des Neins der Menschen zu der sich offenbarenden Liebe Gottes restlos in die Verfügung Gottes übereignet. So ist die Liebe das Kriterium für alle Formen des Martyriums.³¹ Die gelebte Einheit von Gottes- und Nächstenliebe, der Geist der Seligpreisungen machen Verfolgte zu Zeugen des Reiches Gottes, zu Märtyrern.³²

3.3 Martyrium und Wahrheitsfrage

„Um meinen lieben Meister habe ich keine Sorgen. Es hat mir immer sehr fern gelegen zu denken, dass Gottes Barmherzigkeit sich an die Grenzen der sichtbaren Kirche binde. Gott ist die Wahrheit. Wer die Wahrheit sucht, der sucht Gott, ob es ihm klar ist oder nicht.“³³

Das Martyrium steht mit der Religion insgesamt gegenwärtig unter Fundamentalismusverdacht. Unter Fundamentalismus³⁴ wird heute das

³⁰ Es geht dabei keineswegs um eine Vergötzung des Leidens: „Ich glaube an den Wert des Leidens in dem Maße, in dem man alles (was anständig ist) getan hat, um es zu vermeiden.“ (Weil, Simone, Oeuvres Complètes VI,1,139, Paris 1994).

³¹ So die Kirchenkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils LG, Nr. 42.

³² „Der Mensch gibt sich und sein Gut ja manchmal hin, um der Liebe zu entgegenen. Aber auch Heroismus ist nicht ohne Liebe. Das ist ein äußerst kritischer Satz gegen jede kirchliche oder weltliche soziale Unternehmung und gegen jeden kirchlichen oder weltlichen Confessor. Er nötigt alles Tun und erst recht jede Proklamation solchen Tuns, selbstkritisch zu sein bis ins Letzte. Die Maßstäbe des Apostels sind andere als die unseren. Nicht mehr Genialität, Ergriffenheit, Heroismus der Hingabe, nicht mehr Enthusiasmus und Charismatikertum entscheiden, ob Wirkliches geschieht und die Kirche erbaut wird, sondern dies, dass einer den verborgenen, überschwänglichen Weg der Liebe geht“ (Schlier, Heinrich, Nun aber bleiben diese Drei. Grundriss des christlichen Lebensvollzuges, Einsiedeln 1971, S. 84 f.).

³³ Stein, Edith, Selbstbildnis in Briefen II (ESGA 3), S. 300. Brief Nr. 542 vom 23.3.1938 an Adelgundis Jaegerschmid.

³⁴ Vgl. Palaver, Wolfgang, Fundamentalismus, in: Neues Lexikon der christlichen Moral. Hg. von Hans Rotter / Günter Virt, Innsbruck 1990, S. 213–218.

religiös und politisch motivierte Beharren auf einem absoluten Wahrheitsstandpunkt verstanden, das meist mit einer Ablehnung wichtiger Prinzipien der modernen Welt wie Freiheit, Aufklärung, Toleranz, Pluralismus, Säkularisierung oder auch Gewissens- und Religionsfreiheit einhergeht. Er meint ein Denkverhalten, das die komplexe Wirklichkeit auf Überschaubares reduzieren will. Auf der Suche nach eindeutigen Wahrheiten herrschen Schemata wie: Entweder-Oder, Schwarz-Weiß, Freund-Feind. Verbunden mit dieser Suche nach eindeutigen Wahrheiten ist eine massive Autoritätsgläubigkeit. Vernunft und Erfahrung werden mit Skepsis betrachtet. Dem Fundamentalismus gegenüber werden Pluralismus und Toleranz eingeklagt. Dabei sollen z. B. im Bereich der Religion die widersprüchlichsten Auffassungen gleichzeitig gelten. So kommt es zu einer weltanschaulichen Promiskuität, zu einer permissiven Toleranz und Gleichgültigkeit. Wer aber an dieser unterschiedslosen Liberalität, an dieser schlechten Gleichheit Anstoß nimmt, gilt als intolerant. Eine solche Liberalität, die unterschiedslos den Menschen gleiches Recht widerfahren lässt, eine unterschiedslose Güte gegen alles, schlägt letztlich um in Kälte und Rohheit gegen jedes.³⁵ Die Wendehälse sind überall dabei, die Widersprüche gehören zum System. Ja und Nein verkommen zu einer Frage des Geschmacks und der Laune, Leben oder Tod wird zur Frage des besseren Durchsetzungsvermögens, Wahrheit oder Lüge eine Frage der besseren Taktik, Liebe oder Hass eine Frage der Hormone, Friede oder Krieg eine Frage der Konjunktur. Gilt aber alles als gleichwertig, wird das Schicksal, z. B. auch der Armen und Schwachen, dem evolutionären Recht des Stärkeren überlassen.

Wer die Wahrheitsfrage grundsätzlich unter Ideologieverdacht stellt, wer sie ignoriert und marginalisiert, der eröffnet nicht einfach das große Spiel der Freiheit, sondern überlässt das Feld dem Konkurrenzkampf. Umgekehrt ist die Rede vom Martyrium unter das Gericht der Wahrheit zu stellen. Nicht die Intensität einer Überzeugung, die auch im Tod stand hält, nicht der Tod an sich, nicht der Heroismus der Hingabe, auch nicht die Radikalität des Sterbens an sich bezeugen schon die Wahrheit. Wahrheit ist nicht zu lösen von Freiheit³⁶, sie steht unter dem Vorzeichen der geschichtlichen Konkretheit. Wahrheit meint zum einen Übereinstimmung von

³⁵ Vgl. *Anders*, Günther, *Mensch ohne Welt*. Schriften zur Kunst und Literatur, München 21993, XV–XVIII; *Adorno*, Theodor W., *Minima moralia*. Reflexionen aus dem beschädigten Leben (Ges. Schriften 4, hg. von R. *Tiedemann*), Frankfurt 1980, S. 85.

³⁶ „Die absolute Religion ist so die Religion der Wahrheit und Freiheit.“ (Georg Friedrich Wilhelm Hegel, *Vorlesungen über die Philosophie der Religion II* (Theorie Werkausgabe Bd. 17), S. 203.

Denken und Gegenstand, hat aber auch einen interpersonalen Aspekt und einen existentiellen Bezug (Wahrhaftigkeit). Geschichtliche Wahrheit hat sich an der Sinnfrage zu bewähren.³⁷ Und schließlich ist Wahrheit nicht von Liebe zu trennen: „Wir sind nur dann wahrhaft wahr, wenn wir in Barmherzigkeit wahr sind“ (Edith Stein). Um der Humanität, aber auch um des christlichen Glaubens willen darf die Wahrheitsfrage nicht auf dem Altar der Beliebigkeit geopfert werden. „Um der Treue zu Jesus und dem von ihm verkündeten Gott willen ist die Unterscheidung zwischen Glaube und Aberglaube, Wahrheit und Irrtum, Behauptung und Begründung in Sachen Religion notwendig. Aus Treue zu Jesus und seinem Vater dient diese Unterscheidung dem christlichen Zeugnis für eine Hoffnung auf ewiges Leben für alle, denen die Liebe Gottes gilt.“³⁸

³⁷ „Da die Lehre Christi aber für sich allein nur die Vorstellung, das innere Gefühl und Gemüt betrifft, so wird sie ergänzt durch die Darstellung der göttlichen Idee an seinem Leben und Schicksal. Jenes Reich Gottes als Inhalt der Lehre ist erst die noch vorgestellte, allgemeine Idee; durch dies Individuum tritt es aber in die Wirklichkeit hinein, so dass die, welche zu jenem Reich gelangen sollen, es nur durch jenes eine Individuum können. Das erste ist zunächst die abstrakte Angemessenheit von Tun, Handeln und Leiden dieses Lehrers zu seiner Lehre selbst, dass sein Leben ihr gänzlich gewidmet sei, dass er den Tod nicht gescheut und durch den Tod seinen Glauben besiegelt habe. Dass nämlich Christus Märtyrer der Wahrheit geworden, ist in nahem Zusammenhang mit solchem Auftreten. Indem die Stiftung des Reiches Gottes mit dem vorhandenen Staat, der auf eine andere Weise und Bestimmtheit der Religion gegründet ist, durchaus in geradem Widerspruch ist, so ist das Schicksal, menschlich ausgedrückt, Märtyrer der Wahrheit zu sein, im Zusammenhange mit jenem Auftreten. Dies sind die Hauptmomente der menschlichen Erscheinung Christi. Dieser Lehrer hat Freunde um sich versammelt. Christus, insofern seine Lehren revolutionär waren, ist angeklagt und hingerichtet worden; er hat so die Wahrheit mit dem Tode besiegelt“ (Georg Friedrich Wilhelm *Hegel*, Vorlesungen über die Philosophie der Religion II, 286 [Theorie Werkausgabe Bd. 17, S. 423]).

³⁸ *Söding*, Thomas, „Wer sich zu mir bekennt ...“ (*Lk* 12,8) Der Anspruch Jesu und die Universalität des Evangeliums, in: *ders.* (Hg.), *Ist der Glaube Feind der Freiheit? Die neue Debatte um den Monotheismus* (QD 196), Freiburg i. B. 2003, S. 53–122, hier S. 122.

Mit dem Konzil leben

Erfahrungen, Ereignisse, Erlebnisse

Vortrag von Dr. Maximilian Aichern OSB, Altbischof von Linz, am 19. November 2012 bei der Tagung des Referats für Archive, Bibliotheken und für die Kulturgüter der Orden im Rahmen der Herbsttagung der Ordensgemeinschaften in Wien-Lainz

Das Zweite Vatikanische Konzil, dessen Eröffnung vor 50 Jahren wir vor wenigen Wochen gefeiert haben und dessen Anliegen wir im „Jahr des Glaubens“ nun weiterführen wollen, war ein einmaliges, unsere Zeit prägendes und überaus spannendes Ereignis. Ich durfte als damaliger Theologiestudent in Rom beim Gottesdienst zum Fest Pauli Bekehrung am 25. Jänner 1958 in der Basilika St. Paul vor den Mauern mitfeiern, als dann im Anschluss an den Gottesdienst Papst Johannes XXIII. in den Räumen der Benediktinerabtei St. Paul nur vor den anwesenden Kardinälen und dem Abtbischof von St. Paul, Cesario D'Amato OSB, zum ersten Mal und offiziell das Ökumenische Konzil ankündigte. Die Nachricht davon wurde sofort an die Medien in aller Welt weitergegeben. Ich habe als Studierender in Salzburg und Rom und dann als Kaplan in St. Lambrecht vor und während des Konzils die Begeisterung an mir selbst und sehr vielen Leuten miterlebt und mit größtem Interesse die Beratungen, Diskussionen und Beschlüsse der Bischöfe und Experten aus aller Welt mitverfolgt. Um manches – etwa bezüglich Liturgie und Bibel, Laienapostolat und Ausrichtung der Seelsorge auf die Menschen – haben wir uns schon vorher bemüht. Aber nun hatte die „Verheutigung der Kirche“, wie manche das „aggiornamento“ Johannes XXIII. übersetzten, die ganze Kirche erfasst und neues Interesse für den Auftrag des Herrn und das Evangelium geweckt. Die Aufforderung Johannes XXII. „Coraggio“ (Mut) und sein Bild von der Kirche, die die Fenster öffnet, fanden großen Widerhall. Leider hat der Glaube an den auch heute wirkenden Gottesgeist bei manchen die Ängste nicht weggenommen, die im Gefolge der Erneuerung aufgetreten sind.

Ordensleute haben das Konzil wesentlich mitgeprägt

Die Ordensgemeinschaften haben wesentlich die Arbeiten der großen Kirchenversammlung in Rom mitgetragen. Ein hoher Anteil der Konzils-

väter und Konzilstheologen kam aus Ordensgemeinschaften, nicht nur die rund 80 Vertreter der verschiedenen Orden und Vereinigungen (Abtprimas, Abt-Ordinarien, Abtpräsidien, Generalobere usw.). Einige wenige Namen möchte ich herausgreifen: Kardinal *Bea* SJ, Kardinal *Browne* OB, Karl *Rahner* SJ, Yves *Congar* OP, Henri de *Lubac* SJ, P. Jean *Danielou* SJ, Jerome *Hamer* OB, Francesco *Antonelli* OFM, Edward *Schillebeeckx* OP, Cyprian *Vagaggini* OSB, Otto *Semmelroth* SJ, Bernhard *Häring* CSSR, P. Josef Andrea *Jungmann* SJ, John *Murray* SJ, Jerzy Jan *Tomzifski* OSPPE, der brasilianische Bischof und Benediktiner *Clemente Isnard*, der spätere Kardinal Augustin *Mayer* OSB u. a.

Das Ordensleben spielt auch in den Konzilsdokumenten eine nicht unbeträchtliche Rolle. Das gilt zunächst für die Kirchenkonstitution „*Lumen Gentium*“, wo das sechste Kapitel den Ordensleuten gewidmet ist. Das Ordensleben wird dort als Wesensbestandteil des Lebens der Kirche gesehen, als Eingliederung in das Volk Gottes und das Geheimnis des mystischen Leibes Christi. Wie Christus das Ur-Zeichen und Ur-Sakrament ist, so sind auch die Ordensleute lebendige Zeichen des Herrn. Im „*Dekret über die zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens – Perfectae Caritatis*“ wird darauf hingewiesen, dass die evangelischen Räte ihren Ursprung im Leben und in den Worten Jesu haben, dass sie eine besondere Form der Nachfolge Christi sind. Unter Bewahrung des Charismas der Gründer sollen die Orden im Blick auf die menschlichen Erfordernisse und die Zeichen unserer Zeit ihre Satzungen erneuern, was auch geschehen ist. Die einzelnen Ordensgemeinschaften haben in ihren Provinzen nach den dortigen Gegebenheiten z. T. mit viel Mühe und durch längere Zeit hindurch sowie durch viele Beratungen, auch mit Hilfe der örtlichen Superiorenkonferenzen für die männlichen und weiblichen Orden ihre Statuten erneuert. Immer sind auch im Heute neue Bemühungen spürbar.

Identität bewahren, Zukunft gestalten

Die Ordensarchivare, Bibliothekare und Referenten für die Kulturgüter haben dabei eine ganz wichtige Aufgabe. Am 26. September 1963 – also vor der zweiten Session des Konzils – hat Papst Paul VI. in einer Ansprache an die kirchlichen Archivare ihre Arbeit und Zusammenarbeit gewürdigt und bedankt. Es ist Christus, sagte der Papst, der in den Zeiten wirkt. Die kirchlichen Dokumente sind ein Echo der Gegenwart (*passaggio*) des Herrn in der Welt. Sie sind ein wirkliches Reservat, um das Kirchenverständnis und die seelsorglichen Aufgaben in der Welt zu erneuern.

Der neue Archivar und Bibliothekar im Vatikan, Erzbischof Jean-Louis *Brugues*, hat kürzlich in einem Gespräch mit dem „Osservatore Romano“ (10. August 2012) die kirchlichen Bibliotheken und Archive und die Arbeit in ihnen als „Kronjuwelen der Kirche“ bezeichnet. Dadurch werden Schätze und Erfahrungen nicht nur den Christen, sondern allen Menschen zugänglich gemacht. Es ist ein lebendiges Gedächtnis zum Festhalten an der Identität und zur Gestaltung der Zukunft. Die Vatikanische Bibliothek und das Vatikanische Archiv – und eigentlich gilt das auch für alle kirchlichen Archive und Bibliotheken, besonders auch für die Ordensarchive und -bibliotheken – seien für die katholische Kirche das, was für ein Schiff der Kiel sei: für die meisten unsichtbar, aber unverzichtbar. Ohne die Arbeit in den Archiven wäre die kirchliche Lehre der Beliebigkeit ausgesetzt. Der Erzbischof beklagte, dass es gegenwärtig eine „Krise der Amnesie“ in der Gesellschaft und einen Schwund der Erinnerungskultur sogar an Schulen und Universitäten gäbe. Dabei könne es ohne Erinnerung weder Identität noch sozialen Fortschritt geben.

Verknüpfung von Wandel und Ursprung

Der Benediktiner-Pater Johannes *Schaber* von der Abtei Ottobeuren in Bayern hat bei der Tagung des Arbeitskreises Ordensgeschichte im 19./20. Jahrhundert (05. bis 07. 02. 2010 in Vallendar) ausgehend von den Konzilsdokumenten „*Lumen Gentium*“ und „*Perfectae caritatis*“ auf die enge Verknüpfung von Wandel und Ursprung bei den Orden hingewiesen. Eine Erneuerung des Ordenslebens könne nur durch die Rückkehr zum Ursprung bzw. zu den Anfängen stattfinden. Die Regel aller Regeln sei das Evangelium. Dann komme die Rückbesinnung auf den Geist des Ordensgründers bzw. der Ordensgründerin. Nur durch die Rückbesinnung auf das Ursprungscharisma könne eine Anpassung (Modernisierung) vorgenommen werden. In einer retrospektiven Fragestellung könne man sich des Ursprungs vergewissern und prospektiv fragen, was das Neue sei, etwa an einem Bettelorden im Vergleich zu den monastischen Orden oder den neueren Kongregationen und Gemeinschaften. Trotz mancher offener Wünsche und Anliegen kann man heute mit Recht sagen, dass die letzten Jahrzehnte ein Leben mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil waren und – hoffentlich – in nächster Zeit, im „Jahr des Glaubens“ mit den Intentionen unserer Diözesen bzw. auch der Orden verstärkt sind. In den Ordensgemeinschaften und Säkularinstituten fanden in den Jahren nach dem Konzil viele Gespräche, Beratungen und Konferenzen zur Verwirklichung der

Konzilsanliegen statt. Immer kam auch die Sorge um die gesamte Kirche zur Geltung. Eine der vom Konzil eingeleiteten römischen Bischofssynoden hatte 1994 „das gottgeweihte Leben in Kirche und Welt“ zum Inhalt. Ich durfte als Vertreter der Österreichischen Bischofskonferenz daran mitwirken und wurde dabei über Vorschlag der Österreichischen Superiorenenkonferenz und der Vereinigung der Frauenorden Österreichs von P. Provinzial der Kamillianer Leonhard *Gregotsch*, dem damaligen Generalsekretär der Österreichischen Superiorenenkonferenz, und von Sr. Provinzialin Dr. Maria Elisabeth *Göttlicher* von den Ursulinen tatkräftig unterstützt. Außerdem nahmen Kardinal-Erzbischof Hans Hermann *Groer* OSB als vom Papst berufener Synodale und Sr. Alix *Degenfeld* von der Gemeinschaft Emmanuel als vom Papst berufene Auditorin an der Bischofssynode teil und leisteten wertvolle Beiträge. In meiner Intervention am 10. Oktober 1994 in der Vatikanischen Synodenaula wies ich vor Papst Johannes Paul II. und allen versammelten Synodalen darauf hin, dass die Vielfalt der Formen des gottgeweihten Lebens erhalten bleiben sollte, der Blick auf die Gründungscharismen und die Erfordernisse der gegenwärtigen Stunde sollte dem Ordensleben und der Christenheit neue Kraft und Bedeutung geben. Ich unterstrich die Notwendigkeit des ständigen Dialogs zwischen Orden und Bischöfen, die Mitverantwortung aller und den sozialen und spirituellem Auftrag der Orden und ihrer Werke. Viele Gottgeweihte leisten auch in Alter und Krankheit durch ihr Gebet, durch Weisheit und Treue einen wichtigen positiven Beitrag zum Leben und Wirken der Kirche. Wie schon bei der Bischofssynode 1987 über die Laien, wo ich auch Delegierter der österreichischen Bischöfe war, betonte ich das Miteinander-Unterwegssein und die Zusammenarbeit von Bischöfen, Priestern, Ordensleuten und Laien zum Aufbau des Reiches Gottes.

In den nun folgenden Zitaten aus Konzilstexten wird die Bedeutung der Arbeit von Archivaren, Bibliothekaren und Kulturschätze-Verantwortlichen der Ordensgemeinschaften eindrucksvoll ausgedrückt:

„Die Kirche hat im Laufe der Jahrhunderte einen kulturellen Schatz zusammengetragen, der mit aller Sorge zu hüten ist!“ (Liturgiekonstitution, Nr. 123)

„Die Kleriker sollen die ehrwürdigen Denkmäler der Kirche schätzen und bewahren lernen“ (Liturgiekonstitution, Nr. 129).

Im Konzilsdekret über die zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens heißt es (Nr. 2): „Die angepasste Erneuerung des Ordenslebens umfasst sowohl die ständige Rückkehr zu den Quellen jedes christlichen Lebens und zum Ursprungsgeist der einzelnen Institute wie auch deren Anpassung an die veränderten Zeitverhältnisse.“

„Es ist zum Nutzen der Kirche, dass die Institute ihre Eigenart und ihre besonderen Aufgaben haben. Darum sollen der Geist und die eigentlichen Absichten der Gründer wie auch die gesunden Überlieferungen, die zusammen das Erbe jedes Instituts ausmachen, getreu erforscht und bewahrt werden“ (Erneuerung des Ordenslebens, Nr. 2b).

„Leben, Gebet und Arbeit müssen überall, vor allem in den Missionsländern, den körperlichen und seelischen Voraussetzungen der Menschen von heute, aber auch – soweit die Eigenart des Instituts es verlangt – den Erfordernissen des Apostolats, den Ansprüchen der Kultur, der sozialen und wirtschaftlichen Umwelt in rechter Weise entsprechen. Nach denselben Kriterien ist auch die Regierungsweise der Institute zu überprüfen. Darum sind die Konstitutionen, die „Direktorien“, die Gebräuchebücher, die Zeremonienbücher und ähnliche Schriften durchzusehen und nach Ausscheiden veralteter Bestimmungen den Dokumenten dieser Heiligen Synode anzugleichen“ (Erneuerung des Ordenslebens, Nr. 3).

Der selige Papst Johannes Paul II. hat nach der Weltbischofssynode 1994 nach Durchsicht der vielen Eingaben und Interventionen im abschließenden Apostolischen Schreiben *„Vita consecrata“* festgestellt (Art. 110): „Ihr sollt euch nicht nur einer glanzvollen Geschichte erinnern und darüber erzählen, sondern ihr habt eine große Geschichte aufzubauen! Blickt in die Zukunft, in die der Geist euch versetzt, um durch euch noch große Dinge zu vollbringen.“

Immer aktuell: Erneuerung des Ordenslebens

Auch die Archivare und Bibliothekare haben in der Zeit nach dem Konzil und in den Jahrzehnten seither durch ihre Gespräche, Konferenzen und Jahrestagungen die Anliegen der Erneuerung des Ordenslebens mit ihren vielen Aspekten immer wieder mit aufgegriffen, auch den der geringeren Berufungen in manchen Erdteilen, und darauf hingewiesen, dass geistliche Gemeinschaften oft ein Anruf Gottes an ihre Zeit waren. Gerade in ihren Anfängen und wo der Ursprung lebendig blieb, sind nachhaltige Impulse von ihnen ausgegangen. Sie waren Zellen christlicher Erneuerung, Gemeinden des Gebetes; sie packten neue, für die Sendung der Kirche lebenswichtige Aufgaben an und stellten sich den Fragen und Notständen ihrer Epoche. Die gegenwärtige Unruhe in der Welt ruft nach ähnlicher Hilfe. Man erwartet in diesen unseren Zeiten von den geistlichen Gemeinschaften Orientierung in der Frage nach dem Sinn des Lebens, Glaubensermutigung, Hinführung zu Gebet, zu Bibel und Meditation, ein Zeugnis

brüderlichen und schwesterlichen Zusammenlebens und Offenheit für die Mitmenschen. Ihr Verhalten zu Besitz, Geschlechtlichkeit, Leistung, Lebensstandard und Karriere soll auf jene Weltordnung hinweisen, die dem Evangelium entspricht. In besonderer Weise sollen sich die Orden der in Krise geratenen Gottesfrage, der Glaubensvermittlung und Neuevangelisierung stellen. Sie sollen ein besonderes Zeugnis ablegen im Dienst für Gott, im Dienst an der Welt und im Dialog mit ihr. Es geht um eine offene und dienende Kirche nach dem Wort des französischen Bischofs Jacques Gaillot: „Eine Kirche, die nicht dient, dient zu nichts.“

Noch ein Zitat möchte ich bringen, und zwar aus einem Interview von Schwester Nicoletta *Spezzati*, Untersekretärin in der Kongregation für die Ordensleute in Rom und Direktorin des neuen „Studiums“ in der Ordenskongregation über das Gespräch mit den zeitgenössischen Kulturen (italienische Ausgabe des „Osservatore Romano“ vom 26. September 2012): Rückkehr zum Evangelium, Wiederentdeckung des ursprünglichen Charismas und Treue zum Lehramt der Kirche mit der Übernahme der eigenen Verantwortung im Bereich von Apostolat und Mission. Das sind einige der Hinweise, die das Zweite Vatikanische Konzil den Ordensleuten ans Herz legte und die die Kongregation für die Institute geweihten Lebens und für die Gesellschaften apostolischen Lebens in diesen Tagen erneut vorlegt. Wörtlich sagte Sr. Nicoletta: „Die Neuerungen des Studiums beziehen sich vor allem auf eine strukturiertere Rezeption der ‚Geschichte der Auswirkungen‘ des Zweiten Vatikanischen Konzils auf das geweihte Leben. Dabei ist vor allem die interdisziplinäre Methode zu unterstreichen, die Forschung und Praxis wirksam verbinden will. So soll die ‚Traditio‘ der Kirche mit ihrem großen Reichtum an Erfahrung gelebter Heiligkeit in Bezug gesetzt werden zum mächtigen, manchmal ungestümen Strom der zeitgenössischen Kultur, auch durch spezielle Ausbildungskurse zur Einführung in die im Leben verwirklichte Ekklesiologie der Gemeinschaft. Denn diese Ekklesiologie ist der Schlüssel und das Grundparadigma für eine erneuerte Sichtweise des geweihten Lebens und seiner Sendung.“

Umsetzen der Konzilsanliegen in den Alltag

Der Blick auf das Konzil und die letzten 50 Jahre macht uns einerseits dankbar für das, was uns geschenkt wurde. Er drängt uns aber auch zum Gebet und zum Beitrag, dass die gegenwärtige Kirche ein neues Pfingsten erleben kann. Vor allem geht es um das Umsetzen der Konzilsanliegen in unsere konkrete Situation, in unseren Alltag. Es geht um die Neubesinnung

auf das Evangelium, um das Reagieren auf Veränderungen, um die Orientierung am Leben der Menschen in unserer Zeit, um einen kollegialeren Stil in der Kirche. Wir wollen mit Christus den Menschen nahe sein.

Ich möchte noch einiges zu den Erfahrungen, vor allem im Bereich der Ordensgemeinschaften sagen. Mein Vorgänger als Abt meines Heimatklosters St. Lambrecht in der Steiermark, Wilhelm *Blaindorfer*, musste wie viele andere Äbte und Ordensobere in der Zeit des Nationalsozialismus die Klostersaufhebung erleben. Er erzählte offen, wie tröstlich für ihn und andere ebenfalls betroffene Ordensobere es war, wenn sie bisweilen in dieser Zeit des Krieges in Wien im Heiligenkreuzerhof zusammenkamen, von Hofmeister P. Burkhard *Rittel* freundlich aufgenommen wurden und unter der Leitung von Propst Alipius *Linda* vom Chorherrenstift Klosterneuburg und seinem Sekretär Gebhard *Koberger*, dem späteren Propst, viele damalige Schwierigkeiten, aber auch Ausblicke auf Zukunft hin miteinander besprechen konnten. Nach dem Krieg wurden solche Besprechungen fortgeführt, bis es dann in den 50-er Jahren zur Gründung der Österreichischen Superiorenenkonferenz unter Generalabt Gebhard *Koberger* (Stift Klosterneuburg) als Vorsitzendem und Altabt Isfried *Franz* (Stift Geras) als Generalsekretär und der Vereinigung der österreichischen Ordensoberinnen unter Sr. Maria *Glasauer* (Ursulinen) als Vorsitzender und Sr. Tarsisia *Meyer* (Caritas Socialis) als Generalsekretärin kam. Gerade in der Zeit nach dem Konzil haben dann die Superiorenenkonferenz und die Vereinigung der Ordensoberinnen positivste Hilfen für die einzelnen Ordensgemeinschaften, auch für den Aufbau und die Leitung der Einrichtungen, auch für die Erneuerung, in Finanz- und Sozialfragen und in nötigen Gesprächen mit den politischen Behörden etc. geleistet. Auch Institutionen haben dabei kräftig mitgeholfen wie z. B. das Bankhaus Schelhammer & Schattera, die Katholische Sozialakademie in Wien oder das Betriebsseminar der österreichischen Kirche in Linz für Sozialbereiche.

Aus all dem Genannten ergeben sich auch Erkenntnisse der Wirksamkeit und Notwendigkeit der ständigen Zusammenarbeit zwischen Orden und Diözesen. Auf den Geist Gottes vertrauend müssen auch weiterhin gerade auch wegen der geringeren Zahlen der Berufungen in unserem Land Fragen des geistlichen Lebens und der ständigen Erneuerung im Heute beraten und behandelt werden. Das Zweite Vatikanische Konzil ist – wie Kardinal-Erzbischof Dr. *König* mehrmals sagte – noch lange nicht ausgeschöpft. Auch die Orden müssen mit der Kirche insgesamt bei der Fortsetzung der Konzilsanliegen im Heute mitdenken und mitarbeiten und neue Anliegen entsprechend den Zeichen der Zeit aufgreifen, im Gespräch,

im Dialog, im Neu-Lesen der Konzilsdokumente und durch Überzeugungsarbeit; immer mit Blick auf das Evangelium und die heutigen Anforderungen für die Menschen.

Viele meinen, dass heute ein erneutes Konzil auszurufen wäre. Dem ist entgegen zu halten, dass noch manches nicht angegangen wurde, was das Konzil angedacht hat. Außerdem sind neue Anforderungen hinzugekommen; „heiße Eisen“ drängen auf Entscheidungen. Es gilt, das Konzil weiter zu denken und auf die Bewegungen des Gottesgeistes zu vertrauen. Unsere positiven Erlebnisse in den ersten Nachkonzilsjahren waren wohl hauptsächlich in der liturgischen Erneuerung zu spüren, aber auch im besseren Gespräch mit der Gesellschaft, im verstärkten Aufleben der Ökumene und im Bereich der Orden im Bemühen um die Erneuerung der Statuten und Konstitutionen. Auch haben wir alle die Öffnung vieler unserer Klöster für die heute auf allen Ebenen so nötige Fortbildung, für die Förderung christlicher Werte im Laienbereich, verstärkte Zugänge zur Bibel, Exerzitien in Gemeinschaft und für einzelne, für Schulen und Bildungshäuser, für „Kloster auf Zeit“ und vieles mehr erlebt. Und zahlreiche Spitäler und Altenheime wurden ja auch schon bisher immer von Ordensgemeinschaften geführt. Auch die Ökumene wurde zu einer Selbstverständlichkeit, wo doch manche der Orden auf die Zeit vor der Glaubensspaltung zurückgehen. Insgesamt haben die Ordensgemeinschaften gerade in unserem Land in den letzten Jahrzehnten sehr erfolgreich in der Seelsorge, in verschiedenen Apostolaten und im spirituellen Bereich, in den sozial-caritativen Aufgaben gearbeitet, aber auch in kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht Großartiges geleistet.

Die Beziehungen zwischen den Orden und den Bischöfen sind seit dem Konzil viel enger geworden. In Österreich hat sich die Gemischte Kommission von Bischofskonferenz und den weiblichen und männlichen Orden sehr bewährt. Die regelmäßigen, öfteren Gespräche zwischen den Bischöfen, den Bischofsvikaren für die Orden und den Ordensoberen haben zur gegenseitigen Information und für gemeinsame Projekte viel beigetragen.

Ich möchte noch einmal auf die Arbeiten in unseren Pfarren und Ordensgemeinschaften bald nach dem Zweiten Weltkrieg zurückkommen. Ein besonderes Anliegen war uns damals die Verlebendigung und das bessere Verständnis der Liturgie durch die Gläubigen. Ich denke an die Schott-Messbücher, an die Betsingmessen, an vermehrte muttersprachliche Texte bei der Sakramentenspendung. Solche Erfahrungen, die beispielsweise mit dem damaligen Liturgiebischof Dr. Franz *Zauner* von Linz oder dem liturgischen Institut in Klosterneuburg mit dem Augustiner-Chorherren Pius

Parsch verbunden sind, fanden Eingang in die Arbeiten des Konzils. Bischof Zauner wurde dann auch von den Konzilsvätern in Rom mit der höchsten Stimmenanzahl, die ein Konzilsvater bei Wahlen erhielt, in die liturgische Vorbereitungskommission hineingewählt. Die Beschlüsse und Hinweise der Liturgiekonstitution haben sehr rasch gegriffen. Die liturgische Erneuerung hat uns in den Pfarren und den Klöstern – nach Überwindung der einen oder anderen Schwierigkeit – für die Messfeier, die Sakramentenspendung und das Stundengebet sehr viel gebracht und spirituell sehr viel bedeutet.

Wir sprechen im „Credo“ der Eucharistiefeier: Jesus Christus ist vom Himmel herabgestiegen „*propter nos homines et propter nostram salutem*“, also für uns Menschen und für unser Heil. Wir stehen in der Nachfolge des Herrn und seiner Sendung, wir sind „Kirche um der Menschen willen“, wie das Motto der Linzer Diözesansynode vor 40 Jahren gelautet hat. Zum Dienst der Kirche in der Welt hat erst kürzlich der Generalsekretär der im Oktober dieses Jahres abgehaltenen Weltbischofsynode zur Neuevangelisierung, Erzbischof Nikola *Eterović*, das markante Wort geprägt: „*Un senso di simpatia verso l'uomo contemporaneo – eine spürbare Sympathie für den Menschen von heute (entwickeln).*“

Ihr alle, liebe Schwestern und liebe Brüder, arbeitet in den Archiven, Bibliotheken und in der Erhaltung der Kulturgüter Eurer Gemeinschaften. Auch ich durfte das einst in meinem Heimatkloster tun. Wir wissen uns – gerade bei dieser Arbeit – dem Konzil verpflichtet. Ich danke Euch und wünsche Euch die spürbare Hilfe des Gottesgeistes und viel Freude an Eurer Arbeit. Archive, Bibliotheken und kirchliche Kulturgüter sind immer und für alle Zeit Erinnerung an das Vergangene für das Heute und auf Zukunft hin.

Dr. h.c. Maximilian Aichern OSB, Altbischof von Linz

Mission heute – in Wien

Vortrag der Steyler Missionsschwester Maria Petra Schüttenkopf am 19. November 2012 bei der Jahrestagung des Missionsreferats im Rahmen der Herbsttagung der Ordensgemeinschaften 2012 in Wien-Lainz

Eine Vorbemerkung

Der Auftrag Jesu in *Mt 28*, die Frohe Botschaft bis an die Grenzen der Erde zu bringen und alle Menschen zu seinen Jüngern zu machen, war sicherlich eines der Worte, die uns alle irgendwann in jungen Jahren besonders angesprochen, begeistert und uns wohl auch zum Eintritt in eine Ordensgemeinschaft motiviert haben – jedenfalls mich.

Im Laufe der Jahre wurde dieses Missionsverständnis von vielen Seiten in Frage gestellt oder kritisiert – wie ja die Mission überhaupt. Das stellte auch mich selbst und meine Berufung neu in Frage. Irgendwann kam ich zu der Antwort, dass der Auftrag nicht mehr geografisch zu verstehen ist. Denn ich entdeckte neue Grenzen – Menschen „am Rande“ der Gesellschaft, ja gänzlich „Ausgegrenzte“, Menschen im Schatten unseres Wohlfahrtsstaates, Ausgebeutete, Menschen ohne Zukunftsperspektiven, ohne Hoffnung ...

Jesus selbst, der „Ur-Missionar“, hat sich vorwiegend mit den Menschen am Rande, mit den „Ausgegrenzten“, mit denen im Dunkel abgegeben, hat gerade ihnen die Liebe des Vaters und das Heil, das Reich Gottes zugesagt (vgl. *Lk 4,18 f.*). Das bedeutet: Die Frohe Botschaft ist für Menschen am Rande der „normalen Welt“, für die Ausgegrenzten!

In der jungen Kirche war die Sorge um die Armen eines der herausragenden Merkmale. So klagte ein römischer Kaiser, dass die Christen trotz aller Gegenmaßnahmen (sprich Verfolgungen) zunähmen, und zwar, weil sie „gastfreundlich und offen besonders gegenüber Armen und Fremden sind, sich um Menschen kümmern, die sonst niemanden mehr haben“. Auch der hl. Laurentius brachte als „Schätze der Kirche“ die Armen herbei. (Frage an uns heute: Was sind unsere Schätze? Wo ist unser Herz?)

Im Laufe der Jahrhunderte breitete sich die Kirche immer dort aus, wo sie ihren sozial-caritativen Auftrag erfüllte, und bis heute bildet die Zuwendung zu den Armen aller Art einen wesentlichen Teil jeglicher Missionsarbeit. Predigen und Verkünden ohne entsprechendes Tun bleibt leeres Getöse (vgl. *Jakobusbrief*). Der Dreiklang Verkündigung – Spiritualität –

Tun darf niemals getrennt, auseinanderdividiert oder gar gegeneinander ausgespielt werden. Beispiel für alles missionarische Wirken ist Jesus selbst, dem es immer um den ganzen Menschen gegangen ist. Den sozial-caritativen Aspekt ausklammern bedeutet mindestens drei Viertel des Neuen Testaments ausklammern!

Dorothee *Sölle*: Echte Kontemplation führt zum Einsatz, totaler Einsatz braucht Kontemplation.

Mission vor unserer Haustür

Zunächst sei festgehalten, dass Mission und die von der Kirchenleitung propagierte Neuevangelisierung nicht ganz dasselbe sind. Während es in der Neuevangelisierung vor allem um eine Wiederbelebung des traditionellen christlichen Lebens geht und sie Kirchenferne bzw. Ausgetretene erreichen will, betrifft „Mission“ die Nichtchristen, Andersgläubigen, Menschen aus anderen Religionen bzw. Kulturen, die wir aber nicht mehr jenseits der Meere zu suchen brauchen – sie leben mittlerweile mitten unter uns, in unseren Straßen, oft Tür an Tür.

Dazu ein paar Zahlen: Laut Aussagen bei der „Langen Nacht der Kirchen“ in der Keplerkirche leben in Wien Menschen aus über 190 verschiedenen Nationen, davon allein im 10. Bezirk aus 143 (Wir haben also wirklich Mission vor unserer Haustür!).

– Zunächst gilt es, für sich selbst zu klären, wie man Mission versteht. Es geht nicht um Proselytenmacherei, nicht zuerst um Zahlen, um Verbesserung der kirchlichen Statistiken, sondern darum, die Liebe Gottes, das Heil Gottes sichtbar und spürbar zu machen, Gott als den liebenden und barmherzigen Vater erfahren zu lassen, Menschen zu helfen, das Heilsangebot Gottes zu erkennen. (Mission ist: ein Bettler sagt dem anderen, wo es etwas zu holen gibt.)

– Mission beginnt mit der Überwindung von Vorurteilen bzw. dem Durchschauen von Angstparolen gegenüber Armen, Fremden, Asylanten, Ausländern, Menschen aus anderen Kulturen, Religionen etc. Daraus ergibt sich auch: Abwehr der Ideologien diverser rechtskonservativer Parteien oder Gruppen, die gern religiöse Phrasen oder Ängste zur Durchsetzung ihrer politischen Ziele benützen ... (siehe Wahlplakate!). Als Christen dürfen wir zu solchem Missbrauch der Religion(en) nicht schweigen! Ebenso gilt es, den Sprachgebrauch (auch in den Medien) zu prüfen: Reiche Touristen aus dem Ausland sind willkommen, werden als „Gäste“ und „Freunde“ bezeichnet. Dagegen werden „Ausländer“ mit Armen, fragwürdigen Eindringlingen

bis hin zu Kriminellen konnotiert ... Gegen Vorurteile und Panikmache können wir alle etwas tun!

– Es gibt in Wien über zwanzig anderssprachige katholische Gemeinden. Auch diese können ein spezielles Betätigungsfeld sein, besonders wenn sie nichteuropäischer Herkunft sind. Diese brauchen Hilfe, dass sie in der Wiener Ortskirche Heimat finden und sich im sozialen Leben integrieren. Sonst besteht die Gefahr, dass sie als Parallelgemeinden in unseren Pfarren außen vor bleiben.

– Angesichts der vorhin erwähnten Multikulturalität in Wien bzw. Österreich wird der Interreligiöse Dialog zu einer der vordringlichsten Aufgaben. Dialog bedeutet nicht Unterwürfigkeit oder Anbiederung, auch nicht Aufgeben der eigenen Glaubensüberzeugungen. Im Gegenteil: Die Auseinandersetzung mit anderen religiösen Vorstellungen hilft oft, in den eigenen Glauben tiefer einzudringen und ihn klarer zu artikulieren, sie weitet den eigenen Horizont. Es geht um gegenseitiges besseres Kennenlernen, um Suche nach den gemeinsamen Werten und Anliegen und nach Wegen zu einem besseren Miteinander (beeindruckende Beispiele in jüngster Zeit: Treffen der Ordensfrauen/Seelsorgerinnen und muslimischen Frauen am 17. sowie Pfarr-Info-Abend unter dem Thema „Nachbarschaft – was uns Bibel und Koran dazu sagen“ am 23. November 2012 in der Pfarre zur Allerheiligsten Dreifaltigkeit, Alxingergasse, Wien 10; Interreligiöser Leseabend in Favoriten am 11. Oktober, veranstaltet von der MA 17). Die Mitarbeit in diesbezüglichen Arbeitskreisen oder Gruppen in den Pfarren bzw. die Zusammenarbeit mit der Wiener Charta bietet viele Chancen zum missionarischen Zeugnis!

– Entsprechend dem Beispiel Jesu gilt die Frohe Botschaft auch hier und heute den Armen und Ausgegrenzten und nicht zuletzt den „Ausländern“ – Asylsuchenden, Zuwanderern, Frauen, Kindern ... (natürlich auch den Kranken, Behinderten, Alten, Sterbenden – für diese findet sich aber eher Hilfe in der Öffentlichkeit und viele Ordensleute sind in diesem gar nicht leichten Bereich pastoral tätig!). Im Blick auf das gestellte Thema „Mission in Wien“ bleibt mein Fokus aber auf den zuerst Genannten. Da gibt es leider auch innerhalb der Kirche/Orden oft Ängste oder Vorbehalte! Und die Sorge um die Armen wird leicht ausgelagert an die Caritas oder andere humanitäre Organisationen.

– Es gibt in Wien viele Stellen, wo Menschen am Rande Hilfe finden, auch bei vielen Pfarren und Ordensgemeinschaften, die ich hier nicht aufzählen kann. Neben der Caritas mit ihren unzähligen Beratungsstellen und unterschiedlichsten Hilfsangeboten ist auch die evangelische Diakonie

äußerst aktiv, und verschiedene andere Konfessionen haben oft beachtliche Hilfsprojekte. Darüber hinaus gibt es zahlreiche nichtkirchliche Organisationen (NGOs) und Institutionen, die auf ihre je eigene Weise Hilfe geben (z.B. Fond Soziales Wien, <http://www.fsw.at/>).

Neues wagen, sich mit anderen vernetzen

– Hier scheint mir auch eine große Herausforderung für uns Ordensgemeinschaften und Angehörige von missionarischen Gemeinschaften zu liegen: Wir brauchen ja nicht wieder etwas Neues, Eigenes zu beginnen, sozusagen das Rad wieder neu zu erfinden, besonders wenn wir selbst wegen personeller oder räumlicher Grenzen keine Möglichkeit dazu haben. Vielleicht sind diese Grenzen eine Herausforderung, neue Wege zu probieren, indem wir uns mit anderen vernetzen, bei schon bestehenden Projekten, Institutionen oder Organisationen mitarbeiten. Die Caritas allein bietet schon unzählige Möglichkeiten!

Ich selbst durfte sehr gute Erfahrungen als Ehrenamtliche in der sogenannten „2. Gruft“ (Notschlafstelle für Ausländer in der Lacknergasse, vorübergehend in der Bernardgasse) machen. Der Großteil kommt aus den östlichen Nachbarländern, da wären vor allem Ehrenamtliche mit Kenntnis dieser Sprachen von Vorteil.

Einige Male war ich im Sommer auch mit dem *Canisibus* unterwegs, der warme Suppe und Brot zu bestimmten Sammelpunkten, hauptsächlich Bahnhöfen bringt. Auch hier könnten mehr Ordensleute mithelfen!

Kooperation, Teamarbeit ist auch ein christliches Zeugnis! Durch Mitarbeit, besonders auch bei einer nichtkirchlichen Gruppe, können christliche Werte eingebracht werden, und auch das ist Mission! Und oft geht es einfach ums *Da sein!* Die Begegnung mit anderen Freiwilligen öffneten mir überdies die Augen für das beeindruckende Engagement verschiedener Personen aus allen Bereichen des Lebens (PensionistInnen, UnternehmerInnen, ÄrztInnen, StudentInnen, UniversitätsassistentInnen ...).

– Das jüngste Projekt und Beispiel von Zusammenarbeit ist *Solwodi Österreich*. Im August 2012 wurde der Verein mit sechs Ordensgemeinschaften (Franziskanermissionarinnen Mariens, Salvatorianerinnen, Barmherzige Schwestern, Caritas Socialis, Congregatio Jesu, Steyler Missionsschwestern) gegründet, am 15. Oktober erfolgte die Hausübergabe.

Warum dieses Projekt? Frauen und Mädchen sind besonders oft Opfer von Menschenhandel und Ausbeutung, besonders in der Sexindustrie, aber auch als illegale Arbeitskräfte in Haushalten, in der Hauskrankenpflege oder

in der Tourismusbranche. Menschen werden hier wirklich einfach als „Ware“ betrachtet und gehandelt, gekauft und verkauft wie früher auf den Sklavenmärkten. Dies steht in fundamentalem Widerspruch zum Plan des Schöpfergottes (vgl. *Lk 13,10 ff.*) Jesus hat nicht Frauen (Prostituierte, Ehebrecherin) verurteilt, sondern Selbstgerechtigkeit, Habgier und Streben nach Positionen!

Infolge der Doppelmoral in unserer Gesellschaft (und der österreichischen Gesetzgebung!) werden die Frauen noch immer als Täterinnen, ja Kriminelle behandelt, nicht als mehrfaches Opfer, während die Täter im Hintergrund meist straflos bleiben und die Benützer der Prostituierten sich keine Gedanken über deren Schicksal oder Wohl machen.

Solwodi.at will Zwangsprostituierten besondere Zuwendung schenken und ihnen helfen, wieder zu einem menschenwürdigen Leben zu finden.

Sr. Maria Petra Schüttenkopf SSpS

P. Jesus Etayo – neuer Generalprior der Barmherzigen Brüder

Der Spanier P. Jesus Etayo Arrondo OH wurde am 1. November 2012 im portugiesischen Marienwallfahrtsort Fatima zum neuen Generalprior der Barmherzigen Brüder gewählt. Er folgt dem Iren Frater Donatus Forkan nach. Der 1958 in Fustinana bei Pamplona geborene Jesus Etayo hatte 1983 die Feierliche Profess abgelegt und wurde 1985 zum Priester geweiht. Seit dem letzten Generalkapitel 2006 war er in der Generalleitung für die Bereiche Ordensleben, Mitarbeiter, Ausbildung, Berufungspastoral und Bioethik zuständig.

Die Barmherzigen Brüder sind in mehr als 50 Ländern auf allen Kontinenten in über 300 Sozial- und Gesundheitsinstitutionen vertreten. In der Österreichischen Ordensprovinz und den dazugehörigen Delegaturen Slowakei, Tschechien und Ungarn beschäftigen die Barmherzigen Brüder knapp 7.000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

Missionsbenediktiner in 22 Ländern tätig

Die Benediktinerkongregation von St. Ottilien („Missionsbenediktiner“) weitet ihr Engagement in Afrika aus. Das Generalkapitel hat die Gründung neuer Niederlassungen in Malawi, Mocambique und Namibia beschlossen, wie die Kongregation am 15. Oktober 2012 mitteilte.

Das Amt des Erzabts von St. Ottilien und des Präses der Kongregation werden getrennt. Das Generalkapitel wählte Erzabt Jeremias Schröder OSB für acht Jahre zum neuen Präses. Abt Jeremias hatte beide Aufgaben seit zwölf Jahren in Personalunion wahrgenommen. Für St. Ottilien wird ein neuer Erzabt gewählt.

Der seit 1884 bestehenden Kongregation gehören derzeit rund 1.000 Mitbrüder in mehr als 50 Klöstern in künftig 22 Ländern an, darunter auch die Tiroler Abtei St. Georgenberg-Fiecht. Stammkloster ist die Erzabtei St. Ottilien im oberbayerischen Landkreis Landsberg am Lech.

Brüssel: Hildegard Burjan als Vorbild für Europa-Parlamentarier

Mit einer Sonderausstellung über Leben und Wirken der seligen Hildegard Burjan im EU-Parlament in Brüssel sollten die Europapolitiker vom Geist der Politikerin und Ordensgründerin inspiriert werden. Die Ausstellung wurde am 8. November 2012 im Beisein der österreichischen Bischöfe, die ihre Herbstvollversammlung in Brüssel abhielten, eröffnet.

Im Mittelpunkt der Ausstellung stand der Einsatz Burjans für mehr soziale Gerechtigkeit über alle Parteigrenzen hinweg. Nach Auskunft von Sr. Karin Weiler CS bildete sie einen Mosaikstein in den Bemühungen der Caritas Socialis, Hildegard Burjan nach ihrer Seligsprechung im Jänner 2012 einer größeren Öffentlichkeit bekannt zu machen.

Don Bosco-Schwester Maria Troncatti in Ecuador selig gesprochen

Die aus Italien stammende Don Bosco-Schwester Maria Troncatti FMA (1883–1969) wurde am 24. November 2012 in Macas in Ecuador selig gesprochen. Sr. Troncatti war Kranken- und Missionsschwester bei den indigenen Shuar im Amazonas-Tiefland.

Maria Troncatti wurde am 16. Februar 1883 in der Nähe von Brescia geboren. 1908 trat sie bei den Don Bosco-Schwestern ein. Während des Ersten Weltkriegs war sie als Krankenschwester in einem Militärspital tätig. 1922 ging sie dann als Missionarin nach Ecuador. Hier baute sie im Urwald eine kleinen Ambulanz zu einem Krankenhaus auf, bot den indigenen Shuar ebenso wie den Farmern medizinische und seelsorgliche Unterstützung an und half bei der Evangelisierung.

Die Ordensfrau engagierte sich aber auch bei der Bildung der Kinder und Jugendlichen sowie der Förderung indigener Frauen. Ein besonderes Anliegen war ihr, die Spannungen zwischen Indios und weißen Siedlern zu überwinden. Am 25. August 1969 kam sie beim Absturz eines Kleinflugzeuges ums Leben.

Jesuit Brian Daley mit dem Ratzinger-Preis ausgezeichnet

Der US-amerikanische Jesuit Brian Daley und der französische Philosoph Remi Brague wurden am 20. Oktober 2012 mit dem diesjährigen „Ratzinger-Preis“ für herausragende wissenschaftliche Leistungen ausgezeichnet.

Der mit 50.000 Euro dotierte Preis wurde von der 2010 gegründeten Vatikanischen Stiftung „Joseph Ratzinger – Benedikt XVI.“ ausgelobt und im Juni 2011 erstmals verliehen. Zu den ersten Preisträgern zählte der Abt des niederösterreichischen Zisterzienserstiftes Heiligenkreuz, P. Dr. Maximilian Heim OCist.

Der aus New Jersey stammende Theologe Brian Daley lehrt derzeit Patristik an der katholischen Universität Notre Dame im US-Bundesstaat Indiana. Er trat 1964 in den Jesuitenorden ein und studierte unter anderem an der

Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt am Main und war dort Assistent des Dogmatikers Alois *Grillmeier* (1910–1998).

Ruth Pfau erhielt Medienpreis „Bambi“

Die 83-jährige deutsche Ordensfrau und Lepra-Ärztin Ruth Pfau hat am 22. November 2012 in Düsseldorf den Burdaverlags-Medienpreis „Bambi“ in der Kategorie „Stille Heldin“ erhalten.

TV-Moderator und Laudator Johannes B. *Kerner* bezeichnete die in Pakistan tätige Missionsschwester als „Superstar“. Die gebürtige Leipzigerin meinte vor den rund tausend Festgästen allerdings: „Sie wissen sicher, dass Ihre Welt nicht meine Welt ist.“ Mit ihr seien 58 Prozent der Menschen in Pakistan auf der Bühne, „die heute Abend hungrig zu Bett gehen“. Sie hoffe, dass durch ihren Auftritt „wenigstens ein wenig“ in der Not geholfen werde.

Sr. Ruth Pfau gelang es in den vergangenen fünfzig Jahren, die Zahl der Lepra-Erkrankungen in Pakistan drastisch zu verringern. Seit 1960 lebt die Ordensfrau in der pakistanischen 13-Millionen-Metropole Karachi. Mit Unterstützung der Deutschen Lepra- und Tuberkulosehilfe gründete sie dort 1963 ein Lepra-Krankenhaus. Für Leprakranke entstand in Pakistan unter ihrer Leitung ein flächendeckendes Behandlungssystem.

Die 1929 in Leipzig geborene Ruth Pfau kam nach Kriegsende nach Westdeutschland und studierte Medizin. Im Alter von 22 Jahren ließ sie sich in der evangelischen Kirche taufen, trat aber wenig später zur katholischen Kirche über. 1957 trat sie in den Orden der „Töchter vom Herzen Mariä“ ein, die ohne Klausur und Tracht in der Welt leben. 1960 begann Ruth Pfau ihre Arbeit als Lepraärztin in den Elendsquartieren von Karachi.

US-amerikanische Ordensfrauen erhalten Herbert-Haag-Preis

Der „Herbert-Haag-Preis 2013 für Freiheit in der Kirche“ wird am 14. April 2013 an die US-amerikanischen Ordensfrauen und an deren Dachverband, die „Leadership Conference of Women Religious“ (LCWR) verliehen, wie die Herbert Haag-Stiftung am 22. November 2012 mitteilte.

Die rund 46.000 US-Ordensfrauen verdienen „großen Respekt“ für ihre Standhaftigkeit, ihre „hartnäckige Treue“ zur christlichen Botschaft und ihre „freimütige Haltung“ angesichts der Maßregelung, die sie seitens der römischen Glaubenskongregation erfahren haben, heißt es in der Begründung. Sie würden „die Kirche erneuern und zukunfts offen gestalten“ (siehe

auch ON 4/2012, S. 75, und ON 2/2012, S. 90). Die nach dem 2001 verstorbenen Bibelwissenschaftler Herbert *Haag* benannte Stiftung in Luzern zeichnet jährlich Personen und Institutionen aus, die sich durch freie Meinungsäußerung oder mutiges Handeln in der Christenheit exponiert haben.

**„Film der Antworten“:
Was Ordensfrauen zu Lebensfragen sagen**

Im Grazer Kulturzentrum bei den Minoriten ist vom 12. Dezember 2012 bis 2. Februar 2013 eine filmische Installation mit Ordensfrauen als Hauptdarstellerinnen zu sehen.

Der „Film der Antworten“ zeigt Nonnen aus der Benediktinerinnen-Abtei Mariendonk in Kempen am Niederrhein, die vier Stunden lang immer nur Antworten auf Fragen geben, die die Zuseher nicht hören, heißt es in einer Ankündigung: „So viel sei verraten: Es geht dabei ... ums Sterben, um Gott, um Glauben, um Zweifeln.“

Dem Medienkünstlerpaar Peggy und Thomas *Henke* sei eine „lange Meditation über existenzielle Fragen nach Sinn, Schuld und Gerechtigkeit, nach den Möglichkeiten von Erkenntnis, Gemeinschaft und Unendlichkeit“ gelungen. Weitere *Informationen*: www.kultum.at.

Mitteilungen

AUS UNSERER GEMEINSCHAFT

Sr. Beatrix Mayerhofer – neue Präsidentin der Vereinigung der Frauenorden

Mit 1. Jänner 2013 übernimmt Sr. Dr. Beatrix *Mayerhofer* SSND als Präsidentin die Leitung der Vereinigung der Frauenorden Österreichs (VFÖ). Sr. Franziska *Bruckner*, Generaloberin der Schulschwestern vom III. Orden des Hl. Franziskus Amstetten und Regionalvorsitzende der Diözese St. Pölten, wurde als Stellvertreterin ernannt. Sr. Beatrix folgt damit Sr. Dr. Kunigunde *Fürst* nach, die beim Abschlussgottesdienst des Österreichischen Ordensstags am 20. November 2013 in der Konzilsgedächtniskirche in Wien-Lainz verabschiedet wurde. Künftig wird sie in der Ordensniederlassung der Franziskanerinnen von Vöcklabruck in Kasachstan tätig sein.

Sr. Kunigunde war 18 Jahre Generaloberin ihrer Gemeinschaft und vier Jahre Präsidentin der Vereinigung der Frauenorden Österreich. In ihre Amtszeit fiel die verstärkte Zusammenarbeit von Frauen- und Männerorden (siehe auch dieses Heft, S. 70). Seit 2011 führen die Vereinigung der Frauenorden und die Superiorenkonferenz der männlichen Ordensgemeinschaften in der Freyung in der Wiener Innenstadt ein gemeinsames Büro und seit kurzem treten die Männer- und Frauenorden öffentlich gemeinsam als „Ordensgemeinschaften Österreichs“ auf. Derzeit gibt es

in Österreich rund 4.300 Ordensfrauen in knapp 550 Niederlassungen.

Sr. Beatrix Mayerhofer gehört der Kongregation der Armen Schulschwestern von Unserer Lieben Frau an. Sie ist Provinzoberin für Österreich und Italien und Vorsitzende der Regionalkonferenz der Frauenorden der Diözesen Wien und Eisenstadt. Viele Jahre war sie auch Direktorin des Privatgymnasiums der Schulschwestern in der Wiener Friesgasse sowie Leiterin der Arbeitsgemeinschaft der Direktoren ordenseigener Schulen (ADOS).

Bischofsjubiläum von Erzbischof Kothgasser

Der Salzburger Erzbischof Dr. Alois *Kothgasser* SDB feierte am 23. November 2012 ein zweifaches Jubiläum: Vor 15 Jahren, am 23. November 1997, wurde er im Innsbrucker Jakobsdom zum Bischof geweiht. Vor zehn Jahren, am 23. November 2002, wählte ihn das Salzburger Domkapitel zum Erzbischof von Salzburg.

Einige Wochen vor seinem 75. Geburtstag am 29. Mai 2012 reichte Erzbischof Kothgasser gemäß dem Kirchenrecht in Rom sein Rücktrittsgesuch ein, das bisher allerdings nicht angenommen wurde.

Alois Kothgasser stammt aus der Steiermark. Mit 18 Jahren trat er in den Orden der Salesianer Don Boscos ein. Nach der Matura am Aufbaugymnasium der Salesianer Don Boscos in Unterwaltersdorf (Niederösterreich) und dem

philosophisch-theologischen Studium an der Päpstlichen Hochschule der Salesianer in Turin wurde er am 9. Februar 1964 zum Priester geweiht. Das Doktoratsstudium absolvierte er in Rom an der Päpstlichen Salesianer-Universität, wo er anschließend auch als Professor tätig war, später dann auch an der Philosophisch-Theologischen Hochschule der Salesianer Don Boscos in Benediktbeuern.

Am 10. Oktober 1997 wurde Kothgasser von Papst Johannes Paul II. zum Diözesanbischof von Innsbruck ernannt. Fünf Jahre später wählte ihn das Dom- und Metropolitankapitel zu Salzburg zum neuen Erzbischof. Innerhalb der Österreichischen Bischofskonferenz ist Erzbischof Kothgasser verantwortlich für die Bereiche Liturgie, Priesterseminare, Theologische Fakultäten und Hochschulen sowie Laintheologen. Er ist Mitglied der Glaubenskommission sowie der Finanzkommission der Österreichischen Bischofskonferenz und Vertreter der Österreichischen Bischofskonferenz in der Glaubenskommission der Deutschen Bischofskonferenz und bei den Theologengesprächen in Mainz.

Stift Seitenstetten

Abt Berthold *Heigl* OSB vom Benediktinerstift Seitenstetten in Niederösterreich legt sein Amt nach 28 Jahren aus gesundheitlichen Gründen zurück, wie am 29. November 2012 bekannt wurde. Die Wahl eines Nachfolgers ist für den 8. Februar 2013 vorgesehen.

Geboren 1946 in Ybbsitz, trat Heigl unmittelbar nach der Matura 1966 im Seitenstettner Stiftsgymnasium ins Stift ein und studierte Theologie in Salzburg und Rom. Nach seiner Priesterweihe 1972 wirkte er als Kaplan, Erzieher, Religionslehrer und Novizenmeister. Am 30. August 1984 wurde er zum 62. Abt von Seitenstetten gewählt. In seine Amtszeit fielen die Niederösterreichische Landesausstellung 1988, umfangreiche Restaurierungen im Stift, im Stiftsgymnasium und in den Stiftspfarrden sowie das 900-Jahr-Jubiläum des Stiftes 2012. Derzeit zählt die Klostergemeinschaft 31 Mitglieder, zudem sind im Stift einschließlich des Gymnasiums rund hundert Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter beschäftigt.

Regionalkonferenz Frauenorden

Diözese Linz: Sr. Michaela *Pfeiffer-Vogl*, Generaloberin der Marienschwestern vom Karmel, wurde als Vorsitzende sowie Sr. Teresa *Hametner* von den Franziskanerinnen von Vöcklabruck und Sr. Justina *Enzenhofer* von den Elisabethinen wurden am 30. Oktober 2012 in das Leitungsteam der Regionalkonferenz der VFÖ-Linz gewählt.

Salvatorianerinnen

Sr. Edith *Bramberger* SDS aus Oberösterreich, vormalige Provinzoberin, wurde am 19. Oktober 2012 beim 20. Generalkapitel der Salvatorianerinnen zur neuen Generaloberin der Salvatoria-

nerinnen gewählt. Mit Sr. Teresa *Schlackl* wechselt eine zweite Oberösterreicherin in die Ordensleitung nach Rom. Sr. Teresa wird künftig im fünfköpfigen internationalen Leitungsteam des Frauenordens Sr. Bramberger zur Seite stehen. Die Amtszeit von Sr. Bramberger und Sr. Schlackl ist von 2013 bis 2019 anberaumt. Die Generalleitung besteht aus vier Ratsschwestern und der Generaloberin.

Missionsschwestern Königin der Apostel

Die aus Mumbai stammende Inderin Sr. Nanditha *Pereira* SRA wurde am 7. Oktober 2012 beim Generalkapitel der Missionsschwestern Königin der Apostel im indischen Igatpuri zur neuen Generaloberin gewählt. Ihr zur Seite steht im fünfköpfigen Leitungsteam u. a. auch die Oberösterreicherin Sr. Eva Maria *Kremshuber* SRA.

Der ursprünglich österreichische, heute aber von indischen Mitgliedern dominierte Orden mit seinem Mutterhaus in Wien-Hernals hat erst im Sommer 2012 im indischen Ranchi eine Blindenschule eröffnet (vgl. ON 4/2012, S. 88).

Schwestern von der Schmerzhaften Mutter

Am 25. und 26. Oktober 2012 wurde in Rom die neue Generalleitung für die Kongregation der Franziskanischen Schwestern von der Schmerzhaften

Mutter (Regulierter Dritter Orden des hl. Franziskus von Assisi) gewählt. Die Italienerin Sr. M. Teresina *Marra* wurde als Generaloberin wiedergewählt. Dem Generalrat gehört auch Sr. Gudrun Maria *Schellner* SSM aus Österreich an.

Preis der Ordensgemeinschaften Österreichs an Sr. Maria Martha Fink und die Niederösterreichischen Kindersommerspiele

Die im Kosovo tätige Vorarlberger Ordensfrau Maria Martha *Fink* und die Niederösterreichischen Kindersommerspiele (NÖKISS) wurden beim Österreichischen Ordenstag am 20. November 2012 mit dem Preis der Ordensgemeinschaften Österreichs ausgezeichnet. Mit dem heuer zum ersten Mal vergebenen Preis werden beispielgebende Initiativen an der Schnittstelle zwischen Orden und Gesellschaft gewürdigt. Überreicht wurde der Preis vom Vorsitzenden der Österreichischen Superiorenkonferenz, Propst Maximilian *Fürnsinn* CanReg, sowie von Sr. Dr. Kunigunde *Fürst*, der Präsidentin der Vereinigung der Frauenorden.

Sr. Maria Martha Fink gehört den Barmherzigen Schwestern in Innsbruck an. Seit ihrer Pensionierung als Diplomkrankenschwester vor 17 Jahren wirkt die nunmehr 77-jährige in den vom Bürgerkrieg betroffenen Gebieten Ex-Jugoslawiens. Zuerst galt ihr Einsatz Kindern in Bosnien und Mazedonien, seit 2001 ist sie im Kosovo im Einsatz, wo sie einen Hauskrankenpflegeverein

sowie einen mobilen Hilfsdienst ins Leben gerufen hat. Auf ihre Initiative hin wurde 2010 ein Kinderheim für sozial geschädigte und kriegstraumatisierte Kinder erbaut.

Die Niederösterreichischen Kindersommerspiele in und rund um das Chorherrenstift Herzogenburg fanden heuer bereits zum 41. Mal statt. Traditionell kommen an den letzten beiden Ferienwochenenden im Sommer bis zu 18.000 Besucherinnen und Besucher. Dabei stehen „ausschließlich die Kinder im Mittelpunkt, deren Spieldrang, Kreativität und Freude an der Sache und nicht der Kommerz“, wie die Jury in ihrer Begründung festhielt. Im Jubiläumsjahr 900 Jahre Stift Herzogenburg transferierte man die Niederösterreichischen Kinder-Sommer-Spiele vom 22. bis 23. Juni 2013 auch nach Bethlehem (siehe ON 4/2012, S. 69–71).

Der Preis ist mit insgesamt 10.000 Euro dotiert und soll künftig alle zwei Jahre vergeben werden.

Großes Ehrenzeichen und Menschenrechtspreis an Sr. Kunigunde Fürst

Am 20. Dezember 2012 erhielt Sr. Kunigunde *Fürst*, noch bis Ende des Jahres 2012 Präsidentin der Vereinigung der Frauenorden Österreichs, das Große Ehrenzeichen der Republik für Verdienste um die Republik Österreich. Bereits am 10. Dezember 2012 wurde Sr. Kunigunde mit dem Menschenrechtspreis 2012 des Landes Oberösterreich ausgezeichnet. Damit wurden Sr.

Kunigundes Tätigkeit als Generaloberin der Franziskanerinnen von Vöcklabruck und als Präsidentin der Vereinigung der Frauenorden und ihr Bemühen um die verstärkte Zusammenarbeit der Frauen- und Männerorden Österreichs gewürdigt. Anerkennung erhielt sie zudem für ihr humanitäres Engagement: für ihren Einsatz für Wohnungslose, Arme und Asylsuchende, für die Errichtung des Hauses Lea für Frauen in Krisen, für den Aufbau der Hospizbewegung in Vöcklabruck, für das Armutsnetzwerk oder für ihre Unterstützung bei der Gründung von *Solwodi Österreich*, das sich für Opfer von Menschenhandel einsetzt. Die Niederlassung der Franziskanerinnen in Nordkasachstan, wo sich die Schwestern um die örtliche Bevölkerung, vor allem die Kinder, kümmern und das von den Schwestern geleitete Schulzentrum hat Sr. Kunigunde von Anfang an unterstützt.

Begegnung muslimischer Seelsorgerinnen und katholischer Ordensfrauen

Erstmals haben sich am 17. November 2012 im Kloster der Steyler Missionsschwestern in Wien-Favoriten muslimische Seelsorgerinnen und katholische Ordensfrauen zu einem interreligiösen Austausch getroffen.

Es war das erste Treffen dieser Art in Wien. Rund zwanzig muslimische Seelsorgerinnen und zwanzig katholische Ordensfrauen pflegten einen Tag lang den gegenseitigen Austausch. Ziel war es, mehr über die andere Religion zu er-

fahren. Diskutiert wurde über Themen wie Blasphemie, die Stellung der Frau in von Männern dominierten Religionen und es wurde viel über den Alltag der jeweiligen Seelsorgerinnen berichtet. Weitere Besuche wurden vereinbart. So möchte Fatma *Akyildiz*, eine Mitorganisatorin der Begegnung, eine Steyler Missionsschwester bei ihrer Arbeit mit Seniorinnen und Senioren besuchen und die katholische Ordensfrau hat schon einen Termin für einen Besuch in der Moscheegemeinde fixiert.

Dominikaner verlassen Friesach

Der Dominikanerorden wird sich aus der Kärntner Stadt Friesach zurückziehen. Das bestätigte der Provinzial der Dominikaner in Süddeutschland und Österreich, P. Christophe *Holzer* OP, am 27. November 2012. Es gebe Verkaufsgespräche mit der Diözese Gurk-Klagenfurt und der Stadtgemeinde, die eine Nutzung des Klosters als Jugendherberge oder Altersresidenz in Erwägung ziehe.

Friesach ist die erste Niederlassung des 1215 in Toulouse gegründeten Dominikanerordens im deutschsprachigen Raum. Zwischen 1217 und 1221, noch zu Lebzeiten des hl. Dominikus (ca. 1170 bis 1221), wurde das Kloster gegründet. Ab 1251 errichteten die Dominikaner in Friesach die Nikolauskirche. In der Blütezeit im 13. und 14. Jahrhundert gehörten an die hundert Dominikaner dem Kloster an. Dieses wurde 1858 an die Dominikane-

rinnen aus Lienz verpachtet; mit der Neubesiedelung durch die Dominikaner im Jahr 1890 wurde die Niederlassung wieder errichtet.

Die Hauptaufgabe der Ordensbrüder bestand in der Seelsorge in der Dominikanerkirche, bei den Dominikanerinnen, im Caritas-Pflegeheim sowie in der Betreuung der Pfarre Gaißberg. Heute leben nur mehr zwei Ordensbrüder im Kloster. Bereits 2006 hatte ein Provinzialkonzil den Verkauf des Klosters beschlossen.

SCHULREFERAT

70.000 junge Menschen besuchen eine katholische Privatschule

69.942 Kinder und Jugendliche besuchen in Österreich eine katholische Privatschule. Das sind 6,22 Prozent aller Schüler, wie aus einer aktuellen Statistik des interdiözesanen Schulamtes für das Schuljahr 2012/13 hervorgeht. Rund 70 Prozent der katholischen Privatschulen sind Ordensschulen, die von knapp 50.000 Schülerinnen und Schülern besucht werden. Die Zahl der katholischen Privatschulen ist im heurigen Schuljahr im Vergleich zum vergangenen von 337 auf 341 gestiegen. Davon sind 234 Ordensschulen, von denen 83 Prozent von Frauen- und 17 Prozent von Männerorden geführt werden.

Rudolf *Luftensteiner*, Geschäftsführer der Vereinigung von Ordensschulen Österreichs (VOS), interpretierte die ak-

tuelle Statistik am 21. November 2012 in einem Pressegespräch positiv. Zwar seien auch die kirchlichen Privatschulen von geburtenschwachen Jahrgängen betroffen, da man die Schülerzahlen aber weitgehend stabil gehalten hat, könne man prozentuell sogar von einer Zunahme im Vergleich zum Regelschulwesen sprechen.

Der Plafond sei aber nun erreicht, weder könne man künftig mit stark zunehmenden Schülerzahlen noch mit vielen weiteren Privatschulen rechnen. Punktuell würden Orden zwar beispielsweise im Oberstufenbereich neue Angebote schaffen, große neue Schulzentren werde es aber nicht mehr geben. Dafür gebe es weder Geld noch sei der Bedarf vorhanden, da das Schulwesen in Österreich sehr gut ausgebaut sei, so Luftensteiner am Rande der Tagung der Schulerhalter und Schuldirektoren der Ordensschulen im Rahmen der Herbsttagung der österreichischen Ordensgemeinschaften in Wien-Lainz.

Wie in vielen anderen Bereichen auch können die meisten Orden ihre Schulen aufgrund der personellen Situation nicht mehr selber führen. Deshalb wurden in der Regel bereits Trägervereine gegründet, die als Schulerhalter fungieren. Vorrangiger Zweck ist es, die Orden in der Schulverwaltung und der wirtschaftlichen Führung der Schulen zu entlasten. Ein Beispiel dafür ist 1993 gegründete Vereinigung von Ordensschulen, die als Erhalter zahlreicher Ordensschulen, vornehmlich in Wien, Niederösterreich und Burgenland, fungiert.

KRANKENREFERAT

P. Gregotsch als Leiter der ARGE Ordensspitäler verabschiedet – Ordensspitäler suchen neue Form der Vernetzung

Nach 35 Jahren wurde P. Provinzial Leonhard *Gregotsch* MI bei der Generalversammlung der Arbeitsgemeinschaft der Ordensspitäler Österreichs in Wien-Lainz am 19. November 2012 als Leiter verabschiedet. Dabei wurde er vom Wiener Weihbischof Dr. Helmut *Krätzl* und dem Linzer Altbischof Maximilian *Aichern* OSB für seine großen Verdienste um die Ordensspitäler gewürdigt. P. Gregotsch sei es stets darum gegangen, die Arbeit der Orden als Dienst an der Gesellschaft zu positionieren, so Weihbischof Krätzl. Stets habe er „Konfessionalität und Professionalität“ zusammengehalten.

Die 30 österreichischen Ordensspitäler erbringen rund 20 Prozent der heimischen Krankenhausleistungen; in Oberösterreich sind es sogar um die 40 Prozent. Damit wird österreichweit jeder fünfte Patient in einem Ordensspital betreut. Die Ordensspitäler sind gemeinnützig und arbeiten im öffentlichen Auftrag. Mit mehr als 20.000 Mitarbeitern sind sie einer der größten heimischen Arbeitgeber.

In Anerkennung seiner vielfältigen Leistungen wurde P. Gregotsch, der heute u. a. als Seelsorger im Wiener Krankenhaus Hietzing tätig ist, mit dem Großen Ehrenkreuz der Republik Österreich

und dem päpstlichen Orden „Pro Ecclesia et Pontifice“ ausgezeichnet. Interimistischer Leiter der Arbeitsgemeinschaft der Ordensspitäler ist der Generalsekretär der Superiorenkonferenz der männlichen Ordensgemeinschaften, P. Erhard *Rauch* SDS. Die Arbeitsgemeinschaft will sich künftig neu aufstellen, um noch stärker als bisher als wichtiger Faktor im österreichischen Gesundheitswesen beachtet zu werden. Bis Ende des Jahres 2012 soll die neue Organisationsform stehen.

Wiener Ordensspitäler mit beeindruckender Leistungsbilanz

In den Ordenskrankenhäusern werde besonders spürbar, „dass der leidende und schwache Mensch im Mittelpunkt steht und dass dieser besonders wertvoll und wichtig ist“, stellte der Generalvikar der Erzdiözese Wien, Nikolaus *Krasa*, beim Festgottesdienst der Wiener Ordenskrankenhäuser am 27. September 2012 im Wiener Stephansdom fest. Den kirchlichen Spitalern komme eine gewichtige Rolle in der Wiener Spitalandschaft zu, so *Krasa*. In ihnen werde deutlich, dass es immer um körperliche und seelische Heilung gehe. Beides gehöre zusammen.

In Wien gibt es acht Ordensspitäler mit rund 110.000 stationären Aufnahmen pro Jahr – und mit viermal so vielen ambulanten Behandlungen. Als gemeinnützige Krankenhäuser mit öffentlichem Auftrag versorgen diese Häuser ein Fünftel der Wiener Patienten.

Laut einer aktuellen Umfrage sind die Ordensspitäler 78 Prozent der Wiener Bevölkerung bekannt. Von diesen finden es 80 Prozent „zutreffend“, dass die Ordensspitäler aus dem Wiener Gesundheitssystem nicht wegzudenken sind. Deutlich mehr als zwei Drittel der Befragten, nämlich 73 Prozent, sind davon überzeugt, dass sie Spitzenmedizin betreiben. 72 Prozent der Befragten geben an, dass die Ordensspitäler die ganzheitliche Betreuung der Patienten im Blick haben.

Barmherzige Brüder legen in Graz ihre Krankenhäuser zusammen

Die Barmherzigen Brüder werden künftig ihre beiden Ordenskrankenhäuser in Graz-Marschallgasse und in Graz-Eggenberg als „ein Krankenhaus an zwei Standorten“ führen.

Damit sollen die künftigen Herausforderungen „effizienter und besser gemeistert werden“, wie der Orden in einer Aussendung am 27. September 2012 mitteilte. Organisatorisch und rechtlich wird das neue Krankenhaus an zwei Standorten im Rahmen einer GesmbH geführt. Über 700 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter betreuen an beiden Standorten jährlich 19.500 Patientinnen und Patienten stationär und 60.000 ambulant.

MISSIONSREFERAT

Orden brachten 10 Millionen Euro für Entwicklungshilfe auf

Österreichs Ordensgemeinschaften haben 2011 zehn Millionen Euro für Entwicklungshilfeprojekte aufgebracht. Das geht aus einer aktuellen Statistik der Koordinierungsstelle der Bischofskonferenz für internationale Entwicklung und Mission (KOO) hervor, die Geschäftsführer Heinz Hödl am 19. November 2012 bei der Herbsttagung der Ordensgemeinschaften in Wien-Lainz präsentierte. Damit hätten die Orden ihre Entwicklungshilfeleistungen um rund 18 Prozent gegenüber 2010 (ca. 8,5 Millionen Euro) steigern können. Die heimischen Frauenorden setzten 406 Projekte in 72 Ländern mit 2,33 Millionen Euro um, die Männerorden 720 Projekte in 82 Ländern mit 7,67 Millionen Euro. Insgesamt brachten kirchliche Organisationen im Jahr 2011 10,45 Millionen Euro in 141 Ländern für Entwicklungshilfe auf – die höchste Summe in der Geschichte der kirchlichen Hilfswerke überhaupt. 4.173 Hilfsprojekte konnten damit finanziert werden. Dabei ist das Gesamtvolumen 2011 gegenüber dem Vorjahr um 6,1 Millionen Euro gestiegen, „obwohl die öffentlichen Mittel wiederum kräftig gesunken sind“, wie Hödl ausdrücklich bedauerte. Seit dem Jahr 2000 seien die öffentlichen Mittel an die kirchlichen Hilfswerke von 25 auf 11 Millionen Euro gekürzt worden, während in der-

selben Zeit die Eigenmittel von 65,5 auf 93,8 Millionen gestiegen sind. Diese Zahlen würden eindeutig belegen, welchen unverzichtbaren Beitrag die von der katholischen Kirche anerkannten Hilfswerke und Ordensgemeinschaften für weltweite Solidarität leisten.

Christine Parzer neue Leiterin der MIVA

Mit Anfang Dezember 2012 übernimmt Mag. Christine Parzer die Leitung der Missions-Verkehrs-Arbeitsgemeinschaft (MIVA) im oberösterreichischen Stadl-Paura. Parzer ist Enkelin des MIVA-Gründers Karl Kumpfmüller und folgt dem langjährigen Direktor Franz Xaver Kumpfmüller nach.

Trauer um Afrika-Missionsschwester Lydia Pardeller

Die Kärntner Caritas trauert um die seit Jahrzehnten in der Afrikahilfe engagierte Sr. Lydia Pardeller. Die aus Südtirol stammende Ordensfrau ist am 7. November 2012 im 76. Lebensjahr während des Rückflugs nach Europa verstorben.

Seit 1963 engagierte sich Sr. Lydia von den Missionsschwestern für Afrika unermüdlich für die Ärmsten der Armen in Afrika. Das von ihr gegründete Hilfswerk „Hands of Care and Hope“ in Kariobangi, einem Elendsviertel in der kenianischen Hauptstadt Nairobi, versorgt in Zusammenarbeit mit dem Kärntner Caritasverband täglich mehr

als tausend Kinder, unterstützt aids-krankte Frauen und besonders bedürftige Menschen.

Gemeinsam mit zwei weiteren Ordensfrauen aus Südtirol und Irland organisierte Sr. Lydia in Kariobangi den Aufbau von fünf Schulen und gründete mit ihnen auch ein Jugend- und ein Selbsthilfzentrum sowie Projekte für alte und vernachlässigte Menschen.

Zuvor hatte Sr. Lydia, die eine der bekanntesten Südtiroler Missionarinnen war, in Kamerun, Uganda, Äthiopien gearbeitet. Von 1991 bis 2001 war sie für die arme Homeland-Bevölkerung in Südafrika im Einsatz, bevor sie nach einer Zwischenstation in Simbabwe 2005 nach Nairobi ging.

REFERAT FÜR DIE KULTURGÜTER DER ORDEN

Nicolaus Buhlmann neuer Kustos im Stift Klosterneuburg

Herr Nicolaus Urs *Buhlmann* CanReg wurde vom Propst des Stiftes Klosterneuburg, Abtprimas Bernhard *Backovsky* CanReg, am 8. Oktober 2012 zum Kustos für Archiv, Bibliothek, Museum und Schatzkammer ernannt. Er folgt Herrn Floridus *Röhrig* nach, der dieses Amt 53 Jahre lang ausgeübt und es kurz nach seinem 85. Geburtstag aus gesundheitlichen Gründen zurückgelegt hatte. Buhlmann ist damit für eine der wertvollsten privaten Sammlungen Österreichs verantwortlich.

Der neue Kustos war nach seinem Geschichtsstudium als Journalist und Pressesprecher bei verschiedenen Verbänden in Deutschland tätig. Nach Abschluss des Theologiestudiums wurde er 2004 zum Priester geweiht und wirkte als Kaplan in Aachen. 2008 trat er ins Stift Klosterneuburg ein, war Provisor in der Stiftspfarr Floridsdorf und von 2010 bis 2012 Mitarbeiter des neu errichteten Päpstlichen Rates zur Förderung der Neuevangelisierung in Rom.

Der Sammlungsbestand von Stift Klosterneuburg umfasst Stiftsmuseum, Schatzkammer, Bibliothek und Archiv. Bekannt sind vor allem das Stiftsmuseum mit dem Babenberger-Stammbaum, dem Frueauf-Bilderzyklus zur Gründung des Stiftes oder den Ansichten von Klosterneuburg – darunter auch jene des damals noch unbekanntem Egon *Schiele*. Die Schatzkammer mit rund 950 Gemälden, 700 Original- und 15.000 Druckgrafiken, 250 Skulpturen und rund 1.100 kunstgewerblichen Objekten ist seit 2011 ebenfalls öffentlich zugänglich.

Stift Admont erhält Auszeichnung als Kunstmäzen

Dem obersteirische Benediktinerstift Admont wurde vom unabhängigen Wirtschaftskomitee „Initiativen Wirtschaft für Kunst“ ein Anerkennungspreis für seine Förderung der Künste verliehen. Das Gremium vergab den Österreichischen Kunstsponsorpreis „Mae-

75

cenas“ heuer zum 24. Mal. Der Admonter Abt Bruno *Hubl* OSB nahm die Auszeichnung „Maecenatentum“ bei einem Festakt am 28. November 2012 in Wien entgegen.

Dabei erinnerte Abt Hubl an die bereits sehr lange Tradition seines Klosters als Kunstförderer, es sei „quasi schon seit über 900 Jahren ein Mäzen“. Aus dieser Grundwertehaltung heraus sei das Stift offen für Innovatives und habe sich in besonderer Weise auch der zeitgenössischen Kunst zugewandt. „Besonders stolz sind wir auf die Sammlung ‚Jenseits des Sehens‘, die wohl europaweit, wenn nicht sogar weltweit ein Unikat darstellt“, sagte der Abt. Das Kloster lässt hierfür Kunstwerke anfertigen, die mit allen Sinnen erlebt werden können.

Filmreihe Cultus gibt Einblick in Ordensgemeinschaften

In 26 Kurzdokumentationen erschließt die Serie „*Cultus*“ des Fernsehsenders ORF III die Herkunft, Bedeutung und Aktualität der Feiertage. Jede Folge enthält eine Reportage-Folge, die in verschiedenen Klöstern gedreht wurde und Einblick in Leben und Glauben einer Ordensgemeinschaft bietet. Experteninterviews mit Theologen und Informationen über den jeweiligen Tag sind ein fixes Element jeder Kurzdokumentation. Die Serie begann an Allerheiligen am 1. November 2012 und schließt mit dem Reformationstag am 31. Oktober 2013.

Bücherschau

SPIRITUALITÄT

Benedikt für Anfänger

Lebensweisheiten aus dem Kloster

Christoph Müller OSB

Mit Zeichnungen von Renato Compostella

Tyrolia-Verlag, Innsbruck-Wien 2012,

96 Seiten, 21 Zeichnungen, Euro 12,95

(ISBN 978-3-7022-3201-6).

Die Regel des hl. Benedikt ist 1.500 Jahre alt – und aktuell auch für Menschen, die nicht im Kloster leben. Das macht ihre Faszination bis heute aus. Denn es sind bodenständige Texte, die im Alltag einzuüben sind.

Das zeigt der Benediktinermönch Christoph Müller, früher Lehrer an der Stiftsschule Einsiedeln, heute Pfarrer im Großen Walsertal in Vorarlberg, mit seinem Buch. Er greift 20 Abschnitte aus der Benediktregel heraus, in denen es um Haltungen und Eigenschaften geht, die für jeden eine Anregung sein können, sei es in einer Ordensgemeinschaft, in der Familie, im Beruf oder im persönlichen geistlichen Leben.

Das beginnt gleich mit dem ersten Abschnitt „Mit dem Herzen hören. Aus dem Gewirr der vielen Stimmen das Wesentliche herausfangen“ und geht weiter mit der „*Discretio*“, die einen Abt oder Vorgesetzten auszeichnen soll. „Ohne feines Gespür“ (für die Fähigkeiten des Einzelnen und die Bedürfnisse der Gemeinschaft) geht nichts“,

übersetzt das Christoph Müller. Die Jungen soll man deshalb fragen, so der Rat Benedikts, weil eine Gemeinschaft offen bleiben muss für neue Ideen. Dass Murren eine Gefahr für jede Gemeinschaft ist, weiß jede Familie, und wie wichtig Respekt und Wertschätzung im Zusammenleben der Generationen sind, leuchtet jedem ein. Es sind ganz praktische Hinweise, die zeigen, welche Einfühlungsgabe und welch feines Gespür Benedikt für den Menschen und für ein Leben in Gemeinschaft hatte. Den Kandidaten reinen Wein einzuschenken und sie auf Herz und Nieren zu prüfen, für eine gesunden Ausgleich zu sorgen und auf die eigenen Bedürfnisse zu schauen, sich „täglichen den drohenden Tod vor Augen zu halten“, weil erst die Endlichkeit das Leben wertvoll macht: Mit diesen und anderen Beispielen zeigt Christoph Müller, dass es Benedikt um die Achtsamkeit Gott und den Mitmenschen gegenüber geht. Und die ist keine Sache für Profis, sondern für Anfänger, die bereit sind, beharrlich an sich zu arbeiten.

Der Autor schreibt klar und verständlich. Jeder Abschnitt regt durch die Karikatur eines ehemaligen Schülers zum Schmunzeln an. Einen zusätzlichen Reiz bietet die dreisprachige Version der Regeltexte. Sie sind in der Sprache Benedikts, dem Lateinischen, auf Deutsch und in einer schweizerischen Mundart wiedergegeben.

h.w.

Brennende Gegenwart

Exerzitien auf der Straße

Christian Herwartz

Echter-Verlag, Würzburg 2011.

Euro 8,20, 86 Seiten, Ignatianische Impulse,

Bd. 51 (ISBN 978-3-429-03428-3).

Schon seit vielen Jahren bietet der Jesuit Christian Herwartz in der Großstadt Berlin und andernorts so genannte Exerzitien auf der Straße an. Selbst lange Zeit Arbeiterpriester gewesen, lebt er heute in Berlin-Kreuzberg, kümmert sich um Menschen, die an den Rand gedrängt sind, und gibt Exerzitienkurse. In den vielfältigen Angeboten von Exerzitien besticht diese Form durch ihre große Nähe zu den Ausgegrenzten und Randständigen einer Gesellschaft. Dahinter stehen die Erfahrung und die Überzeugung, dass jeder Ort unseres Alltags, und vor allem die Straße als Sinnbild des Unterwegsseins, des Ausgesetztseins, eine Möglichkeit bietet, dem Geist Gottes zu begegnen.

Die geistlichen Übungen nach Ignatius leben von solcher Schulung der Aufmerksamkeit, im genauen Wahrnehmen der eigenen Seelenbewegungen und im konkreten Zugehen auf Menschen, die (oft unfreiwillig) total anders leben und doch Brüder und Schwestern sind. „Jeder Mensch geht seinen eigenen Weg im Hunger nach Einheit mit sich selbst und anderen“ (S. 7). In dem vorliegenden Büchlein verbindet Herwartz drei Grundimpulse mit erläuternden Texten

und dazu entsprechenden Erfahrungsberichten von Exerzitanten, die sich auf ein solches Abenteuer eingelassen haben.

Nicht umsonst steht in der Mitte das „Brennen“ des Dornbuschs als Sinnbild für die eigene Sehnsucht, die Sehnsucht Gottes nach dem Menschen, der Blick auf das brennende Leben der Welt. Es fordert eine ganze Portion Mut, sich auf diese Straßen der Großstadt einzulassen, sich anfragen und herausfordern zu lassen. Dazu braucht es die Tugenden des Schweigens, des Hörens, des wachen Schauens, es braucht die Wahrnehmung der eigenen Widerstände und Vorurteile, das Vertrauen, dass Gott mir in den Erfahrungen selbst entgegenkommt. Tieferer Sinn all der Übungen ist es, „sich bereitzumachen, Christus als Straße im eigenen Leben zu entdecken“ (S. 12).

Als bemerkenswerte Wegweisung stellt Herwartz den Text *Lk* 10,1–11, Jesu Aussendung seiner Jünger, voran und deutet ihn als Aufforderung, sich von vielem Überflüssigen und Blockierenden frei zu machen, um wirklich offen zu werden für die Gottesspuren in den Hinterhöfen, den Parks und freien Plätzen, den Krankenhäusern und schmutzigen Unterführungen wie in Berlin und in anderen Großstädten Europas.

Wer bereit ist, sich für Gott und Mensch entzünden zu lassen, darf erfahren, dass sich die eigene Optik verändert. Her-

wartz schreibt: „Wahrnehmen des Lebens um und in uns setzt das Schweigen der eigenen schnellen Bewertungen voraus. Wir werden langsamer und finden Freude am Verkosten der Ereignisse; wir wollen ihnen nachspüren, sie ergründen“ (S. 28).

Zahlreiche Erfahrungsberichte ergänzen die biblisch-spirituellen Impulse des Autors und machen anschaulich, wie überraschend und ungeplant der Geist Gottes sich im Bruder, in der Schwester, in einer Begegnung zu Wort meldet und spürbar werden kann, gerade an Orten, die wir lieber meiden. Damit kann jeder Platz und jede Straße ein Raum der Heiligkeit werden.

„Du bist seit langem der Erste aus der anderen Welt, der uns Penner mit guten Augen angesehen hat“, sagt Dieter zu einem Pfarrer, ohne zu wissen, warum dieser sich am Hamburger Bahnhof aufhält und in der Sonne Döner und Bier verspeist. Das Gespräch hat beide

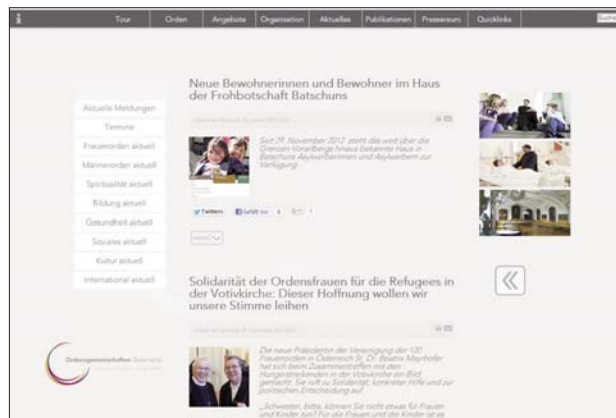
zueinander geführt, und der Exerzitant stellt zu seiner freudigen Überraschung fest: „Der Schreck fuhr mir in die Glieder: Welch ein Glück für mich und diesen Menschen, dass wir so gut geistlich vorbereitet in diesen Tag gegangen sind. Nicht auszudenken, wenn ich an diesem Tag ‚schlechte Augen‘ gehabt hätte – wie an so vielen anderen Tagen des Jahres“ (S. 77).

Die Schärfung des eigenen Blicks auf sich selbst, auf die Welt und auf Gott in dieser bruchstückhaften Welt ist eine Lektürefrucht dieses kleinen Büchleins. Die Impulse machen Lust, sich selbst auf die Straße zu begeben, wenn nicht in der Großstadt, dann vielleicht vor der eigenen Haustür, um sich auch dort das Wehen des Geistes um die Nase streichen zu lassen und wieder neu die Augen aufzutun. Gottes Geist ist konkret und hat viele Gesichter.

Elisabeth Thérèse Winter

Aus: Ordenskorrespondenz Heft 4/2012

Neuer Internetauftritt www.ordensgemeinschaften.at



Österreichs Ordensgemeinschaften sind seit Mitte Dezember 2012 mit einer neuen Website im Internet präsent. Unter www.ordensgemeinschaften.at kann nun die „erste digitale Pforte der Ordensgemeinschaften Österreichs“ betreten werden. Die Website bietet umfassende Informationen zum vielfältigen Wirken der 120 Frauen- und 85 Männerorden im Land. Spiritualität, Ordensspitäler, Ordensschulen, Soziales, Kultur und internationale Zusammenarbeit sind große Themenfelder der Webpräsenz. Über die Website kann auch jede einzelne Gemeinschaft in Österreich gefunden werden.

Neben dem Internetauftritt sind die Ordensgemeinschaften seit kurzem auch verstärkt über Facebook www.facebook.com/ordensgemeinschaften.at und Twitter (@ordensgem_at) im Netz unterwegs.